Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. August 1878.

Aus dem hohen Norden Amerika's. [1]

Das Erzbisthum St. Bonifaz und das Bisthum St. Albert.

Die gesammten Hudsonsbailänder, d. h. die ungeheuern Länderstrecken Nord-Amerika's, die sich östlich vom Felsengebirge, westlich von Canada und nördlich von den Vereinigten Staaten bis zum Eismeere hinziehen, waren von Gregor XVI. im Jahre 1844 als apostolisches Vikariat constituirt und drei Jahre später zum Bisthum des Nordwestens, oder wie es seit 1851 hieß, von St. Bonifaz erhoben worden. Msgr. Taché, aus der Congregation der Oblaten der Unbefleckten Empfängniß, war der erste Titularbischof von St. Bonifaz. Die schönen Fortschritte, welche die Mission machte, veranlaßten Papst Pius IX., eine erste Theilung des Gebietes vorzunehmen, da die weiten Entfernungen der einzelnen Stationen eine einheitliche Verwaltung unmöglich erscheinen ließen. Von der Diözese St. Bonifaz wurde also der nordwestlichste Theil abgetrennt und als apostolisches Vikariat Athabaska-Mackenzie dem seit 15 Jahren mit so großem Erfolge thätigen P. Faraud überwiesen (13. Mai 1862); am 30. November erhielt der neue apostolische Vikar als Bischof von Anemur i. p. i. am Grabe des hl. Martin zu Tours die bischöfliche Weihe. Im Jahre darauf wurde die Diözese St. Bonifaz noch einmal getheilt; der bisherige Weihbischof Msgr. Taché's, Msgr. Grandin, wurde mit der Verwaltung des neuen Vikariates des Saskatchevan betraut, welches am 22. September 1871 als Diözese St. Albert in die Reihe der katholischen Bisthümer eintrat. Am nämlichen Tage wurde St. Bonifaz, bisher Suffraganbisthum der Kirchenprovinz Quebec, zum Erzbisthum erhoben und damit die kirchliche Organisation der Hudsonsbailänder vorläufig beendet.

Die Kirchenprovinz St. Bonifaz umfaßt nun das ganze Gebiet nördlich von den Vereinigten Staaten und westlich von Canada und der Hudsonsbai; zu ihr gehören außer dem Erzbisthum St. Bonifaz die Diözese St. Albert und die beiden apostolischen Vikariate Athabaska-Mackenzie und Britisch-Columbia; letzteres war früher mit der Diözese Vancouver vereinigt. Das Erzbisthum St. Bonifaz grenzt südlich an die Vereinigten Staaten; im Osten wird es durch den in die Südspitze der Hudsonsbai mündenden Moose-River von dem apostolischen Vikariate Ober-Canada geschieden. Dann zieht sich die Grenze an der Hudsonsbai hinauf bis zur Mündung des Churchill-River beim Churchill-Fort; hier trifft das Erzbisthum zusammen mit der Diözese St. Albert, gegen welche es zunächst am Churchill-River und weiter am südlichsten Arme des Saskatchevan seine Nordgrenze findet; im Westen endlich bildet das Felsengebirge seine Grenze gegen das apostolische Vikariat Britisch-Columbia. Auch die Diözese St. Albert stößt im Westen an das Felsengebirge, im Norden aber an das apostolische Vikariat Athabaska-Mackenzie, und zwar zieht sich die Grenze von den Quellen des Athabaska in nordöstlicher Richtung hinauf bis zum Wollaston-See, und von dort in nördlicher

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1877, S. 95 f., 177 f., 206 f., 243 f.

Richtung in einem weiten, dem Ufer der Hudsonsbai ziemlich parallelen Bogen bis zur Melville-Halbinsel; die Ostgrenze wird von der Hudsonsbai und die Südgrenze von der Erzdiözese St. Bonifaz gebildet. Das apostolische Vikariat Athabaska-Mackenzie begreift das ganze Gebiet nördlich und westlich von der Diözese St. Albert und östlich vom Felsengebirge in sich, sowie auch das ehemals russische Alaska; das apostolische Vikariat Britisch-Columbia erstreckt sich westlich vom Felsengebirge bis zum Stillen Weltmeer; seine Südgrenze hat es an den Vereinigten Staaten und seine Nordgrenze an Alaska, das jetzt auch zu den Vereinigten Staaten gehört.

Seine Residenz hat der Erzbischof in der Kolonie von Red-River, die am Zusammenfluß des Assiniboin und des Red-River, ungefähr 10 deutsche Meilen oberhalb der Mündung des letzteren Flusses in den Winipeg-See liegt; diese Kolonie wird von den Katholiken Canada's einfachhin St. Bonifaz genannt, nach der ersten katholischen Kirche, welche von Msgr. Provencher im Jahre 1820 in den Hudsonsbai-Ländern erbaut wurde. Im Jahre 1860 wurde diese älteste Kirche des Landes mit der bischöflichen Residenz innerhalb zwei Stunden von einer Feuersbrunst verzehrt; aus Mangel an Mitteln zog sich der gleich begonnene Neubau ungemein in die Länge und konnte erst 1872 zu Ende geführt werden. Die Pfarrei von St. Bonifaz zählt etwa 2000 Katholiken, meist canadischen Ursprungs; ein kleines von den Oblaten der Unbefleckten Empfängniß geleitetes Colleg sorgt für den höhern Unterricht der Knaben; eine entsprechende Anstalt wurde für die weibliche Jugend schon 1844 von den sog. Grauen Schwestern errichtet, welche außerdem ein Waisenhaus und ein Spital, sowie die katholischen Elementarschulen besorgen. Außerdem werden von St. Bonifaz aus, in einem Umkreis von etwa 20 deutschen Meilen, elf Stationen besorgt, die gleichfalls meist von canadischen Katholiken bewohnt werden und auch bereits von Schwestern geleitete Elementarschulen besitzen. In neuerer Zeit, d. h. seit im Jahre 1870 die Provinz Manitoba der Dominion of Canada einverleibt wurde, findet eine ziemlich bedeutende Einwanderung von den Vereinigten Staaten aus statt; Msgr. Taché begünstigt dieselbe und sucht namentlich katholische Irländer heranzuziehen. Die Hauptmissionen befinden sich am Manitoba-See und an den Zuflüssen des Assiniboin; einzelne Vorposten sind bereits bis in die Nähe des Felsengebirges vorgeschoben. Die eingeborene Bevölkerung ist jedoch eine wenig zahlreiche; in der Provinz Manitoba und in dem Nordwest-Territorium sollen nur etwa 32,000 Indianer leben; die civilisirte, aus Mischlingen und Einwanderern bestehende Bevölkerung Manitoba's betrug beim Census von 1871 nur 12,000 Seelen; die Katholikenzahl der Erzdiözese beläuft sich auf 5000; über 1200 Schüler und Schülerinnen empfangen ihren Unterricht in den 25 katholischen Schulen.

Die Verdienste, welche sich Msgr. Taché und sein Klerus um die Provinz Manitoba erworben haben, sind auch von der englischen Regierung wiederholt anerkannt worden. Im August 1876 kam Lord Dufferin, der Generalgouverneur von Canada, auf seiner Inspectionsreise nach St. Bonifaz; als Msgr. Taché an der Spitze seiner Geistlichkeit einige Worte der Bewillkommnung an ihn gerichtet hatte, erwiederte der Generalgouverneur in folgender Weise:

„Hochwürdigster Herr Erzbischof, Hochwürdige Herren! Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, wie sehr es mich freut, in dem der Jurisdiction Ew. bischöflichen Gnaden unterstellten Gebiete, in nächster Nähe jener Stätten angekommen zu sein, an denen Sie und Ihr Klerus so viele Jahre Ihrem heiligen Berufe obgelegen sind. Ew. bischöfliche Gnaden wissen — davon bin ich überzeugt —, wie sehr ich den thätigen Antheil anerkenne und würdige, welchen der katholische Klerus von Canada von den ersten Anfängen der Kolonie an bis auf den heutigen Tag in diesen weiten, dem Scepter unserer allergnädigsten Königin unterworfenen Gebieten am Fortschritt der Civilisation genommen hat. Es gibt vielleicht kein Land, in dem die katholischen Missionäre sich so große Verdienste um die Civilisation erworben und so unvergängliche Denkmale ihres Eifers geschaffen haben, wie gerade Manitoba. Mehr als einmal bereits ist es mir eine willkommene, liebe Pflicht gewesen, Zeugniß abzulegen von der unwandelbaren Treue und Aufopferung, welche Sie und Ihre ehrwürdigen Brüder der Sache der Regierung und der Ordnung erwiesen haben. Die loyalen Gesinnungen und die patriotische Einigkeit, welche diese Provinzen beleben, sind mir ein unwidersprechlicher Beweis des Geistes der Liebe und des Wohlwollens, der Ew. bischöfliche Gnaden und Ihren Klerus gegen alle Klassen Ihrer Mitbürger beseelt. Ich schätze mich glücklich, persönlich den Schauplatz der Thätigkeit eines Mannes zu betreten, dem ich in Freundschaft und Hochachtung so innig verbunden bin, wie Ew. bischöflichen Gnaden, und Augenzeuge zu sein von dem reichen Erfolg Ihrer unablässigen Entsagung und Ihrer selbstlosen Hingebung. Möge die göttliche Vorsehung Ew. bischöfliche Gnaden noch lange zum Heile Ihrer Heerde und des ganzen Landes erhalten! Schließlich genehmigen Sie, hochwürdigster Herr, meiner Gemahlin und meinen aufrichtigsten Dank für den herzlichen Willkomm, mit dem Sie und Ihr hochwürdiger Klerus uns aufgenommen haben."

Wenden wir nun unsern Blick auf die Diözese St. Albert. An der Nordwestgrenze am Manitu-Lake oder Teufels-See liegt St. Anna, die älteste Station des ganzen Sprengels. Im Jahre 1843 wurde sie von einem Weltpriester, Herrn Thibault, gegründet und zählt noch jetzt etwa 7—800 katholische Mestizen. Ehedem der Mittelpunkt der ganzen Mission unter den Cri und den Schwarzfüßen, hat sie jetzt ihre Bedeutung an St. Albert abgetreten, an welchen Ort auch die Schwestern ihre Anstalt übertragen haben. St. Albert, etwa 20 deutsche Meilen östlich von St. Anna am nördlichen Arm des Saskatchevan gelegen, wurde im April 1861 gegründet; als Msgr. Taché die junge Station im Jahre 1864 besuchte, konnte er darüber bereits in folgender Weise berichten:

„Noch sind es keine vier Jahre, daß diese Niederlassung besteht, und wie Vieles ist bereits geschehen! Schöne, geräumige Gebäulichkeiten sind wie durch Zauber entstanden, wohl eingezäunte und wohlgebaute Äcker liefern lohnende Ernten. Auf einem Hügel steht die Kapelle mit der Wohnung des Missionärs und derjenigen der Schwestern, und rings im Kreise 40 wohnliche Hütten. Drunten führt eine Brücke über den Fluß und nicht gar ferne liegt der See mit seinem waldigen Hügelkranz, der reichliches Bauholz liefert. Wir konnten nicht müde werden, diese Herrlichkeiten zu betrachten."

Seitdem La Crosse, die anfängliche bischöfliche Residenz, durch Feuersbrunst verwüstet wurde, ist St. Albert Mittelpunkt der Diözese geworden: hier hat gegenwärtig Msgr. Grandin mit sieben Priestern seinen Sitz, welche jedoch keineswegs das ganze Jahr hindurch hier verweilen, sondern verschiedene Posten bereisen müssen.

Der eigentliche Begründer der Indianermission in diesen Gegenden ist P. Lacombe. In den ersten Tagen des Jahres 1865 machte er sich von St. Anna auf und besuchte die Cris, von denen bereits eine Anzahl den Glauben angenommen hatte.

Er bestärkte sie in ihren guten Gesinnungen und vereinbarte mit ihnen die Gründung einer Niederlassung am obern Saskatchevan für den kommenden Frühling. Kaum war er nach St. Albert zurückgekehrt, als eine Gesandtschaft der Schwarzfüße ihn um einen Besuch zu bitten kam. Eine schreckliche Seuche hatte diesen wilden, noch heidnischen Stamm heimgesucht. P. Lacombe säumte keinen Augenblick, er eilte hin, taufte etwa 400 Opfer der Seuche und pflanzte diesen rauhen Herzen zum ersten Mal die Liebe zum katholischen Missionär ein. Dann begab er sich an den Ort, den er für seine Zusammenkunft mit den Cri festgesetzt hatte. Auch sie fand er von der Seuche ergriffen. Er tröstet und unterrichtet sie, aber er greift auch zur Pflugschar, zieht die Furchen und streut den Samen, der allein die Wilden dem Hungertode entreißen kann. Das war der Anfang der Mission von St. Paul unter den Cri.

Wochen waren vergangen, und die Wilden, von denen manche bereits Christen, andere Katechumenen waren, hatten den Missionär lieb gewonnen: da kam die Zeit der Büffeljagd. Nicht ohne ihnen zu versprechen, sie noch im nämlichen Sommer zu besuchen, trennte er sich von ihnen. Jetzt wurde das Lager abgebrochen: die Frauen ziehen die Zeltstangen aus dem Boden und laden sie sammt den Büffelhäuten auf den Rücken der Pferde. Der Hausrath eines Indianers ist bald verpackt: Flinte, Pfeil und Bogen, ein paar Beile, Messer, Pfannen, dazu die Büffelhaut, auf der er schläft — das ist des Wilden Habe. Sein Reichthum sind seine Pferde. Wer deren 8—15 besitzt, der ist ein reicher Mann; aber es gibt Häuptlinge, die deren bis 60 besitzen. Nun galt es über den Saskatchevan zu setzen: es waren an die tausend Mann. Die Einen setzten in Booten, die aus Büffelhäuten zurechtgemacht waren und von einem Schwimmer mittelst einer Leine gelenkt wurden, über den Fluß; Andere zimmerten geräumige Flöße, auf denen sie unter betäubendem Lärm die Überfahrt bewerkstelligten. Bald waren Alle den Augen des Missionärs entschwunden.

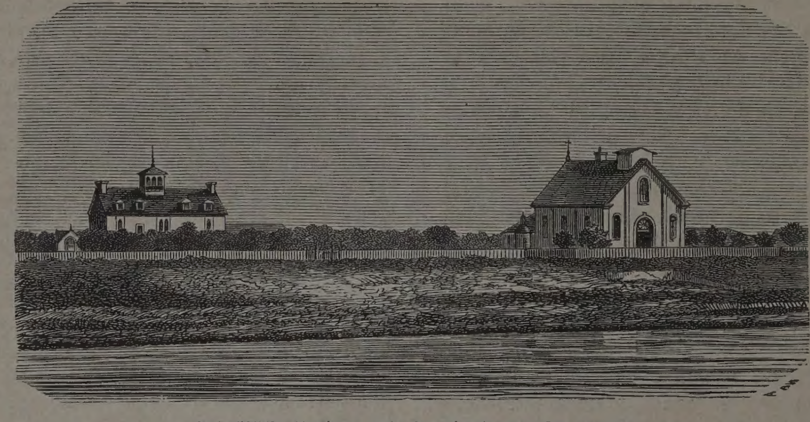
Während der Laienbruder Alexis zurückblieb und die heranreifende Erstlingsernte hütete, zog sich P. Lacombe auf einige Tage nach St. Albert zurück und machte sich dann auf, seine Indianer in der Prairie aufzusuchen. Auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen führte er ein Zelt, einige Decken und seine tragbare Kapelle mit sich. So erreichte er die Indianer, die ihn mit kindlichem Jubel empfingen; doch fehlte wenig, so wäre derselbe in Mißtrauen umgeschlagen. Kaum hatte nämlich der Pater das Lager betreten, da entlud sich ein furchtbares Ungewitter. Ein Theil der Zelte ward vom Winde umgeworfen, ein achtjähriges Kind von einer stürzenden Zeltstange erschlagen; aus den umgerissenen Zelten theilte sich das Feuer der Prairie mit; umsonst war alle Bemühung, den an mehreren Stellen zugleich aufflackernden Brand zu ersticken; schon peitscht der Sturmwind die Lohe über die dürre wogende Grasflur dahin — da rauscht zum Glück reichlicher Platzregen vom Himmel herab und macht mit dem Brande zugleich dem Schrecken ein Ende.

Von jetzt an begleitete der Missionär die Indianer auf ihren Jagdzügen. War die Büffeljagd ergiebig, dann wurde an Ort und Stelle Halt gemacht, bis das Fleisch getrocknet und die Häute zubereitet waren. Diese Tage gehörten in vorzüglicher Weise dem Missionär. Früh Morgens versammelte er in der Mitte des Lagers die Frauen um sich, lehrte sie die Gebete und die Gesänge und ertheilte ihnen christlichen Unterricht. Dann folgte die Krankenrunde und Besuche bei jenen, die beim Unterricht nicht erscheinen, sich am Gebete nicht betheiligen wollten. Streitigkeiten wurden beigelegt. Um Mittag ertönte das Glöcklein zum zweiten Mal und der Eifer, mit dem jetzt die Kleinen sich um den Pater drängten, entschädigte ihn reichlich für manche Kälte seitens der Erwachsenen. Sie nannten ihn ihren Vater und sangen mit ihm fromme Lieder aus voller Kehle und auch aus vollem Herzen. Darauf zog sich der Missionär in die Einsamkeit des benachbarten Gehölzes zurück, um sein Brevier zu beten, und darnach wurden die Besuche wieder aufgenommen, bis Abends der Unterricht für die Männer das Tagewerk beschloß. Am Sonntag fand sich Jedermann gewissenhaft beim heiligen Meßopfer und den übrigen Andachtsübungen ein. So verlebte P. Lacombe sechs Wochen — sie zählen zu den trostreichsten seines Lebens —, dann kehrte er nach St. Paul zurück, wo Bruder Alexis mit Hilfe eines einzigen Wilden das Häuschen nahezu vollendet hatte. Freilich entsprach es nur den bescheidensten Anforderungen, aber im Vergleich mit dem Zelte, das Wochen lang sein einziges Obdach gewesen, erschien es dem Missionär immerhin erträglich, ja bequem. Jetzt trafen auch die Wilden ein und feierten in Freuden ein erstes Erntefest; dann kehrten sie in die Prairie zurück, um für die großen Winterjagden ihre Vorbereitungen zu treffen. Während Bruder Alexis wieder mit einigen Dienern, die P. Lacombe für ihn geworben hatte, zurückblieb, machte sich dieser, einem Auftrage seines Oberhirten folgend, zu den Schwarzfüßen auf den Weg, denen er bereits zu Anfang des nämlichen Jahres hilfreich beigestanden hatte.

Er hoffte sie in Rocky-Mountain-Fort zu treffen, wo sie den Ertrag ihrer Jagden gegen Kleidungsstücke, Schießbedarf und Tabak umzutauschen pflegten, erreichte jenen Posten aber wegen eines unerwarteten tiefen Schneefalls erst nach vierzehntägiger beschwerlicher Reise. Inzwischen hatte die Mehrzahl der Wilden das Fort verlassen, und der Pater mußte mit einigen Nachzüglern ihnen nacheilen. Sie gedachten den Stamm bald einzuholen; aber da dieser bei Verfolgung der Büffel sich immer weiter entfernte, so verlängerte sich die Reise über alles Erwarten hinaus. Nach sechs Tagen ward ein Lager der Piéganen erreicht, Bekannte aus früherer Zeit, denn hier hatte der Missionär ehedem einige Kinder getauft. Zwei Tage brachte er jetzt in ihrer Mitte mit Kindertaufen, Krankenbesuch und Unterricht der Erwachsenen zu. Weiter südlich stieß man auf Blutindianer, deren Häuptling Sotena dem Pater vor Freuden um den Hals fiel. Auch hier mußte Halt gemacht werden; schon früher hatte P. Lacombe Gebete und Gesänge in die Sprache dieses Stammes übersetzt und war nun Tag und Nacht bemüht, sie dieselben zu lehren. Schließlich traf er die Schwarzfüße am Battle-River, einem rechten Zufluß des nördlichen Saskatchevan. Man wies ihm das Zelt des obersten Häuptlings zur Wohnung an und bewirthete ihn so gut, als der augenblickliche Mangel an Wildpret es erlaubte. Vor Allen war es der Häuptling Natus („die Sonne"), der seinen Gast in der zuvorkommendsten Weise behandelte.

Das Lager, welches den Missionär aufgenommen hatte, zählte 45 Hütten, zwei andere von 50 und 60 Hütten waren in nicht allzu großer Entfernung aufgeschlagen. Gleich nach seiner Ankunft hatte P. Lacombe die Schwarzfüße darauf hingewiesen, wie gefährlich es für sie sei, ihre Kräfte dergestalt zu

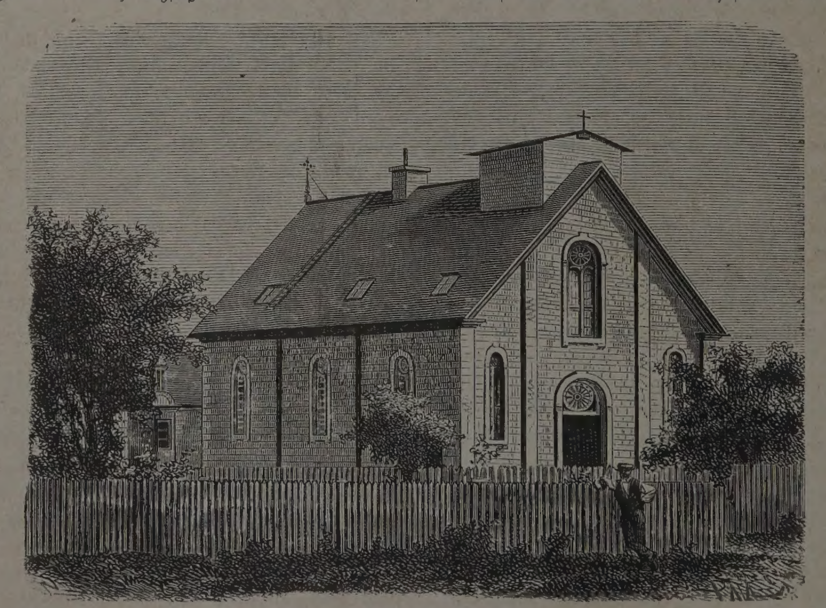
zersplittern in einer Gegend, wo feindliche Stämme nicht ferne sein konnten; er hatte sie dringend gebeten, die drei Lager in Eines zu vereinigen; doch war seine Bitte, sei es aus Fahrlässigkeit oder aus irgend welchem anderen Grunde, unerfüllt geblieben. Dieses Versäumniß sollte ihnen theuer zu stehen kommen. Es war am Abend des 4. December; der Unterricht und die Gebete waren zu Ende, die Lieder verstummt; jeder hatte sein Zelt aufgesucht und sich zur Ruhe gelegt. Der Missionär verweilte noch einige Zeit mit der Familie des Häuptlings, dann streckte auch er sich auf seine Büffelhaut. Plötzlich weckt ihn der Ruf: Assinaw! Assinaw! die Cri! die Cri! Eine Anzahl Cri, Assiniboins und Chippewas — man schätzte sie nachher auf etwa tausend Mann —, hatte verborgen im Walde gelauert, bis alle Feuer in den Zelten verglommen waren, und feuerten nun ihre Flinten nach den Zelten der Schwarzfüße ab.



Bischöfliche Residenz und Kathedrale von St. Bonifaz.

Rasch ist Alles auf den Beinen; der Häuptling erhebt den Kriegsruf und stürzt, die Büchse in der Hand, vor das Zelt, in welches bereits die Kugeln einschlagen. Zwei Zeltstangen fallen zerschmettert zu des Paters Füßen nieder; dieser ergreift sein Kreuz, bringt Gott das Opfer seines Lebens dar und wirft sich in's Freie. Er wollte sich den Feinden zu erkennen geben: erfuhren diese, gleichviel ob Heiden oder Christen, daß der Schwarzrock sich im Lager befinde, dann stellten sie, darüber bestand kein Zweifel, den Angriff ein. Aber dieses Vorhaben war unausführbar. Die Nacht war schwarz, einzig erhellt durch das Aufblitzen der Gewehre; hüben und drüben schallt das Schlachtgeschrei, dazwischen knattern die Gewehre, ächzen Verwundete und Sterbende, Kinder weinen, Frauen jammern; ungehört verhallt die Stimme des Priesters; noch ein Wort der Ermunterung zu den ihm nächststehenden Kriegern, und er eilt, den Verwundeten und Sterbenden beizustehen. „Hab' Erbarmen mit uns! Bete für uns!" riefen ihm die armen Leute zu, indem sie ihn am Kleide festhielten und seine Hände ergriffen. Eben will er in ein Zelt eintreten, da stößt sein Fuß an ein Weib, welches an der Schwelle des Zeltes von einer Kugel in die Stirne getroffen worden war. „Willst du als Christin sterben?" — „Ja" — und aus einem nahestehenden Gefäße gießt er das Wasser der Wiedergeburt über ihr Haupt. Gleich darauf dringen Feinde bis zu dem Zelte vor, scalpiren die Frau und tödten einen Säugling. 25 Zelte wurden zerstört und auch die geringen Habseligkeiten des Missionärs gingen verloren.

Auf den Lärm des Gewehrfeuers waren aus den beiden andern Lagern die Schwarzfüße ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe geeilt. Unablässig dauerte das Feuer, dreimal stürmte der Feind das Lager und dreimal ward er abgeschlagen. Endlich dämmerte der Morgen. Noch einmal versucht der Missionär dem Kampfe ein Ende zu machen; in Rochet und Stola, das Crucifix in der einen Hand, in der andern ein weißes Fähnlein, tritt er aus dem Lager hervor. Die Schwarzfüße stellen das Feuer ein; aber ein dichter Morgennebel und der Dampf des Gewehrfeuers entziehen ihn den Blicken der Feinde. Seine Zeichen bleiben unbeachtet, links und rechts pfeifen die Kugeln an ihm vorbei, eine prallt vom Boden zurück und schlägt ihm vor die Stirne, daß er rückwärts taumelt: er muß den verzweifelten Versuch



Kathedrale von St. Bonifaz.

aufgeben. Erst gegen 11 Uhr verstummte das feindliche Feuer. „Ihr habt den Schwarzrock verwundet," hatte ein Schwarzfuß hinüber gerufen. — „Wir wußten nicht, daß der Schwarzrock bei euch war," lautete die Antwort; „da dem so ist, geben wir den Kampf auf." Die Schwarzfüße zählten 12 Todte und 15 Verwundete; 2 Kinder und mindestens 200 Pferde waren geraubt worden, darunter auch das Pferd des Missionärs; der Häuptling Natus hatte einen Schuß in's Bein erhalten. Die Feinde hatten 10 Todte und 50 Verwundete. Nach beendetem Kampfe eilten die Wilden auf den Pater zu und umarmten ihn: sie glaubten, er sei gefeit, weil die Kugel ihm nichts habe anhaben können.

Am folgenden Tage besuchte er ein anderes Lager der Schwarzfüße, von wo er nach zehn weiteren Tagen nach Rocky Mountain Fort zurückkehrte. Bald stellten sich auch mehrere Cri ein; sie waren ganz beschämt wegen ihres Angriffes auf die Schwarzfüße, dessen Mißlingen sie dem augenscheinlichen göttlichen Schutze zuschrieben, und baten um Verzeihung. Man hatte die Befürchtung ausgesprochen, die Reise des Missionärs zu den Schwarzfüßen werde das Mißfallen der ihnen verfeindeten Stämme erregen: das gerade Gegentheil war der Fall; die verschiedenen Stämme lernten eine Religion schätzen, welche keine Feindschaft kennt, und wurden einander sogar näher gebracht. In folgenden Zügen schildert uns P. Lacombe den Empfang, der ihm einige Monate später in der Mission St. Paul zu Theil ward:

„Welcher Jubel, als ich inmitten meiner Wilden eintraf! Ein Gerücht über meinen Tod hatte sich unter ihnen verbreitet: ich sollte bei dem Angriffe auf das Lager der Schwarzfüße um's Leben gekommen sein. ‚Marcy! Marcy!‘ tönte es jetzt wie aus einem Munde, ‚unser Vater lebt‘! — ‚Wie habe ich für dich gebetet!‘ rief der Eine. — ‚Als ich deinen Tod erfuhr,‘ sagte ein Anderer zu mir, ‚habe ich



Indianer aus Manitoba.

geweint, wie um meinen Vater.‘ — ‚Bei der Nachricht von deinem Tode,‘ sprach ein Dritter, ‚haben wir zu einander gesagt: Auf! Laßt uns weit hinweg fliehen von hier. Wenn der Vater bei den Schwarzfüßen getödtet worden ist, dann ist es für uns mit dem Leben vorbei.‘ — ‚Und ich habe gesagt,‘ fiel ein Vierter ein, ‚fliehen will ich nicht! Hat Gott wirklich unseren Vater zu sich gerufen, dann gehe ich nach der Mission, um auf den Feldern, die er für uns gepflügt hat, um ihn zu trauern und auf seinen Nachfolger zu warten.‘ Die Stimme jener, die zur Flucht riethen, war damals durchgedrungen. Trotz tiefen Schnees und grimmiger Kälte verließen die Cri den Ort, wo wir uns wenige Monate vorher getroffen hatten. Später, als sie erfuhren, es sei um meinen Tod nicht so ganz sicher, kamen sie zurück; da traf ich sie."

Kaum hatte sich der Missionär Anfangs März 1866 nach St. Albert zurückgezogen, so traf ihn die Kunde, Schwarzfüße und Cri stünden einander bloß auf eine Tagereise Entfernung gegenüber. Die Cri, welche die Rache ihrer Feinde fürchteten, ließen ihn bitten, für sie zu vermitteln. Er machte sich sogleich auf. Mit Freuden wurde er empfangen und in die Versammlung der Häuptlinge geleitet. Man bat ihn, die Schwarzfüße der freundschaftlichen Gesinnung der Cri und ihres aufrichtigen Verlangens nach Frieden zu versichern. Die Schwarzfüße ihrerseits willigten in den Frieden ein, und gemeinschaftlich wurde die Friedenspfeife geraucht.

Von nun an sah jedes Jahr P. Lacombe inmitten seiner Indianer wieder. Im December 1869 traf er neuerdings im Lager der Cri ein, dießmal mit einem Pater und einem Laienbruder, die sich bleibend ihnen anschließen sollten. Wie schön war nicht die Weihnachtsfeier in der Prairie! Droben der reine, klare Nachthimmel mit den unzähligen Weihnachtslichtern, die der Allmächtige entzündete von Anbeginn; drunten die unab=

sehbare Schneeflur; hundert kegelförmige, schneebedeckte Erhöhungen, aus deren Spitzen schlanke Rauchsäulen emporwirbeln, die Winterbehausungen der Indianer; in der Mitte ein höheres, geräumigeres Zelt, das Haus des Gebetes, das Bethlehem der Prairie. Lautlose Freude belebt das ganze Lager. Weihnachten ist da! Weihnachten ist da! Alle eilen, das neugeborene Jesuskind zu begrüßen; bei der Weihnachtsmesse, nein, da darf keiner fehlen! Und doch, unser Zelt faßt nicht über hundert Personen. Zuerst wohnen die Häuptlinge und andere Bevorzugte dem heiligen Opfer bei, dann der Reihe nach die Übrigen, bis die zwei Priester ihre sechs Messen gelesen haben. In der Krippe liegt das Kind: zwei Kerzen nur konnte ihm zu Ehren unsere Armuth auf dem Altare anzünden. Tiefe Stille herrscht während der heiligen Feier. Alle knieen, Alle beten! Und der Missionär — er denkt nicht der prächtigen, vielleicht geheizten Gotteshäuser der Heimath, nicht an den Schmuck ihrer Altäre, den Reichthum ihrer Paramente; er denkt an Bethlehem und an die Hirten, und Thränen des Trostes füllen seine Augen.

Noch im Januar 1870 eilte der unermüdliche Glaubensbote zu den Schwarzfüßen. „Der Mann Gottes kommt!“ erscholl es im Lager, als man des weißen Fähnleins mit dem rothen Kreuze ansichtig wurde. Drei Wochen verbrachte er in ihrer Mitte mit Unterricht und vor Allem mit Erlernung der Sprache, die er nur unvollkommen kannte; man denke sich die Schwierigkeit, diese fremdartigen Laute aufzufassen, schriftlich wiederzugeben und der Sprache ihre Gesetze abzulauschen. Aber die Wilden lohnten ihm seine Mühe durch den Eifer, den sie in Erlernung unserer heiligen Religion an den Tag legten. Er galt als der Häuptling der Häuptlinge, als der Vater Aller. Zeigte er ihnen das Crucifix und erklärte er ihnen, wie dieses Bild den Gottessohn vorstelle, der aus Liebe zu ihnen Mensch geworden und eines qualvollen Todes gestorben sei, dann entrang sich jeder Brust ein Schrei der Verwunderung. „Seid ihr bereit,“ schloß er eines Tages seine Erklärung der zehn Gebote, „dieses Gesetz auf euch zu nehmen und zu befolgen, da der Aberglaube, dem ihr bisher gehuldigt habt, doch nur Teufelsdienst gewesen ist?“ Da erhob sich ein Greis und erwiederte in Aller Namen: „Ja gewiß nehmen wir das Gesetz an, das du uns predigst; ist es doch so viel leichter zu beobachten, als dasjenige, das wir bisher befolgt haben — und dazu haben wir uns nur für den bösen Geist abgemüht!“ und bei diesen Worten zeigte er seine Hände, an denen er sich mehrere Fingerglieder der Sonne zu Ehren abgeschnitten hatte, seine Arme, seine Brust, seine Schultern, welche unverkennbare Spuren ähnlicher Strengheiten trugen.

Als im vergangenen Jahre (1877) die Angelegenheiten der Mission den P. Lacombe nach Montreal in Canada geführt hatten, erhielt er daselbst am 19. Juli eine Einladung des Staatssecretärs, er möge sich am folgenden 13. September am Fuße des Felsengebirges, an einem 900 engl. Meilen westlich von St. Boniface gelegenen Orte einfinden, um zum Abschluß einer Übereinkunft zwischen der Regierung und den Schwarzfüßen mitzuwirken. Er sollte als Dolmetscher und Freund den Wilden begreiflich machen, daß die Regierung von Canada sie nicht täusche, sondern den Vortheil der Indianer wolle. Nachdem die Regierung alle Bedingungen, an welche P. Lacombe die Annahme dieses ehrenvollen Auftrages knüpfte, genehmigt hatte, machte sich der Missionär alsbald auf den Weg. Das Resultat seiner Bemühungen ist uns noch nicht bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission von Peking und Petscheli

von deren Gründung im 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage.

V. Der Streit über die chinesischen Religionsgebräuche.

Die im chinesischen Reiche herrschende Volksreligion ist, wie schon früher erwähnt wurde, der Buddhismus oder, mit chinesischem Namen, die Religion des Fo, ein buntscheckiger Götzendienst, welcher zum Theil den abenteuerlichsten Götterfratzen, zum Theil auch lebendigen Menschen, nämlich den sog. Fos oder Buddhas, angeblichen Menschwerdungen der Gottheit, dargebracht wird. Dieser Götzendienst ist mit einem ungeheuren Kram abergläubischer Ceremonien, Opfer, Wahrsagereien und äußerer Formeln verbunden. Seinen Hauptsitz hat er in den ausgedehnten Lamasereien oder Bonzenklöstern, deren es in jeder Provinz eine große Zahl gibt. Doch auch in den kleinern Städten und Dörfern durch das ganze Reich hat Buddha seine Bonzen, seine Tempel und Pagoden, und obwohl es vorzugsweise das niedere Volk ist, welches den Erfindungen und Märchen der Bonzen am gläubigsten anhängt, zählten sie auch unter den höheren Klassen manche Verehrer. In ihren Lamasereien haben sie eine Art Officien. Ein Dominikanerpater der Mission von Fukian besuchte unlängst die Lamaserei von Ku-tschan, und er berichtet Folgendes über die Feier, welche er dort sah:

„Im Haupthofe des ‚Klosters‘ thront Buddha über einem großen Altar in einer Nische, die mit vielen Zieraten umgeben ist; viele andere Götzenbilder, Buddha's zweiter Ordnung, sind ebenfalls hier aufgestellt. Zweimal täglich, Morgens vor Sonnenaufgang und Abends gegen fünf Uhr, versammeln sich hier alle Bonzen zum ‚Officium‘, das jedesmal etwa eine Stunde dauert. Sie stellen sich in zwei Chören auf, deren jeder ein vollständiges Quadrat bildet; im freien Raum zwischen ihnen bewegt sich der dienstthuende Bonze, der nach verschiedenen Ceremonien am Altare sich zum Thor der Pagode begibt und Reis opfert, den er zuerst gen Himmel erhebt und dann unter vielen tiefen Verbeugungen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen ausstreut. Unterdessen singen die Chöre abwechselnd, meistens in monotoner Weise. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Gesang sehr exact ausgeführt wird, ebenso wie auch die begleitenden Verbeugungen und andern Ceremonien. Eine allgemeine Procession, bei der die Bonzen alle im Gänsemarsch in allerlei sehr verschlungenen Linien einherziehen, beschließt die Feier; während der Procession besteht der Gesang aus der unzählige Male wiederholten Anrufung Buddha's ‚O-mi-to-huk‘, zu welchem zwei Bonzen den Takt angeben, indem der eine kräftig auf eine ungeheure Trommel, Ta-Lu genannt, der andere auf eine Glocke (Tschong) schlägt; gegen den Schluß hin wird der Takt ein immer schnellerer.“

Neben dieser Volksreligion hat China aber auch eine Staatsreligion, die mit dem philosophischen Lehrsystem des Konfucius zusammenhängt und einen vom Buddhismus durchaus verschie-

denen Charakter hat. P. Augustin von Hallerstein[1], Priester der Gesellschaft Jesu und Missionär in China, berichtet darüber in einem Briefe aus Peking vom 6. Oct. 1757 Folgendes:

„Diese Religion besteht in der Verehrung des Himmels oder des höchsten Kaisers. Ihre vornehmsten Grundsätze sind: ‚Meide das Böse und thue Gutes. Was du willst, daß man dir thun soll, thue auch Andern. Gutes und Böses kommt vom Himmel. Sei nicht doppelherzig, denn der höchste Herrscher durchschaut dein Inneres', und was dergleichen Kernsprüche mehr sind. Es gibt kaum einen Glaubenssatz von Gott, zu dem sich nicht in den klassischen Büchern ein ähnlicher Spruch über den Himmel oder den höchsten Herrscher fände, wie man auch so leicht keine Stelle finden wird, welche dem Himmel eine Eigenschaft beilegt, die nicht auch Gott beigelegt werden könnte, mit dem Unterschiede, daß sie unter dem höchsten Herrscher den Himmel und zwar den körperlichen Himmel verstehen. Aber dieser Irrthum ist die Meinung der Ausleger, nicht der Sinn des Grundtextes in den klassischen Büchern, wie uns denn auch diese Leute, wenn wir ihnen das Gegentheil beweisen, ohne Schwierigkeit Recht geben. Und das ist die Religion des Hofes, des Reiches und des Kaisers als Kaisers. Denn für seine Person mag er insgeheim oder öffentlich alle Götzen besuchen und verehren. Übrigens lehrt diese Religion von dem künftigen Leben nichts Gewisses. Da ein Schüler den Konfucius fragte, was der Tod wäre, antwortete ihm dieser: ‚Wenn du nicht zu leben weißt, was willst du viel über den Tod grübeln?' Doch bedient sich der Kaiser in seinen Edikten, wo er dem Publikum Rechenschaft von seiner Regierung gibt, sehr oft folgenden Ausdruckes: ‚Sollte ich dieses nicht gethan haben oder nicht thun, wie würde ich mich vor den Geistern, oder den Seelen meiner Voreltern, die im Himmel sind, zu erscheinen getrauen!'[2]

„Der einzige Priester dieser Religion ist der Kaiser, und sein Amt besteht darin, daß er zu festgesetzten Zeiten dem Himmel oder dem höchsten Herrscher opfert. Dem Tage des Opfers gehen drei Tage der Einsamkeit oder der Enthaltung voraus, was die Chinesen Tschai-Kiai nennen. Man hat diese Worte durch Fasten übersetzt; aber ich möchte sie lieber durch Enthaltsamkeit geben. Denn es besteht diese Übung nicht in der Enthaltung von Essen, sondern vom Gebrauch der Ehe. Der Kaiser hat einen zu dieser Einsamkeit bestimmten Saal, wo er wenigstens die Nacht zubringt. Die Würdeträger, welche bei dem Opfer dienen, werden während der drei Nächte in den Sitzungslokalen ihrer betreffenden Tribunale eingeschlossen, und bei Anbruch der Nacht müssen zwei der höchsten Hofbeamten, welche vom Kaiser hierzu ernannt sind, nachsehen, ob alle zugegen sind. Unter dem Kaiser Kang-hi verklagte einst einer dieser Aufseher den europäischen Präsidenten des mathematischen Gerichtshofes, daß er das Tschai-Kiai nicht beobachte. Aber der Kaiser antwortete ihm: ‚Er beobachtet das Tschai-Kiai genauer zu Hause, als ihr in euern Tribunalen.'

„Die das Jahr hindurch zum Opfer bestimmten Tage sind erstlich der Tag der südlichen Sonnenwende, an welchem der Kaiser dem Himmel in Tien-Tan oder auf dem Hügel des Himmels opfert, der südlich von der Stadt liegt und von einer Mauer von einer halben franz. Meile Länge umfriedigt ist. Am Tage der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche entrichtet er das erwähnte Opfer in Ye-Tan oder auf dem Sonnenhügel, der östlich von der Stadt liegt, am Tag der nördlichen Sonnenwende in Ti-Tan, d. h. auf dem gen Mitternacht gelegenen Erdhügel; endlich am Tage der Herbst-Tag- und Nachtgleiche in Yue-Tan oder auf dem Mondhügel, der gegen Süden liegt. Ein anderes Opfer wird bei Frühlingsanfang in Tien-Tan entrichtet, um Fruchtbarkeit der Erde zu erlangen. Will es im Frühling nicht regnen, so opfert man ebendaselbst, um einen gedeihlichen Regen zu erhalten. Noch ein anderes Opfer wird jährlich um die Zeit, da die Erde gepflügt werden muß, in Sien-Nung-Tan (auf dem Hügel der ersten Ackersleute) entrichtet, wobei der Kaiser mit eigener Hand die Erde umreißt und besäet. Hierbei bedienen ihn die Fürsten und Reichswürdeträger unter feierlichen Gesängen, welche das Lob des Ackerbaues besingen. Nach geendigter Ceremonie opfert er dem Himmel. Dieser Ort liegt südlich von Peking, westlich von dem Himmelshügel. Die Zeit des Opfers ist die Morgendämmerung. Es dauert nahezu eine Stunde und endet gegen Sonnenaufgang. Die dabei üblichen Gebräuche sind mir nicht genau bekannt. Man schlachtet rothe und schwarze Ochsen, verbeugt sich nach der Sitte des Landes und verrichtet Gebete. All' diese Opfer entrichtet der Kaiser selbst. Ist er verhindert, so vertritt einer der Fürsten seine Stelle; doch wird die Handlung immer so angesehen, als ob sie der Monarch selbst vorgenommen hätte."

So schildert P. von Hallerstein kurz den Charakter der chinesischen Staatsreligion. Um seinen Bericht aus den Angaben anderer Reisenden und Missionäre noch etwas zu ergänzen, so werden die erwähnten Opfer nicht nur in Peking vom Kaiser, sondern auch in den Provinzial-Hauptstädten von den Vicekönigen, in den Städten und Dörfern von den Vorstehern derselben im Anschluß an das kaiserliche Opfer und wie in Peking, unter freiem Himmel, vollzogen. Die dabei üblichen Opfergaben sind Ochsen, Schafe, Schweine und Seidenstoffe. Die Hauptceremonien bei der Opferhandlung bestehen in Bücklingen, in Kniebeugungen und Niederwerfen des Hauptes zur Erde (lauter Handlungen, welche nicht über die bei den Chinesen üblichen Höflichkeitsbezeugungen hinausgehen), dann in der Verbrennung von Räucherwerk, wie es die Chinesen auch vor den Gedenktafeln ihrer Eltern und Voreltern darzubringen pflegen, endlich in Gebeten und in einer Art von Bekenntniß der guten und bösen Thaten, welches, auf ein Stück Atlas geschrieben, von dem opfernden Kaiser nebst einer Weinspende auf den Altar gelegt, leise abgelesen und unter Versicherung von Reue und andern Gebeten in einem Gefäße verbrannt wird. Unter diesen Opfern werden drei Arten unterschieden: 1) die großen (Ta-Sze), welche dem Himmel, der Erde, den Schutzgeistern des Landes und des Getreides und den Gedächtnißtafeln des regierenden Herrscherhauses dargebracht werden; 2) die mittleren (Tschung-Sze), welche der Sonne, dem Mond, den früheren Kaisern, dem Konfucius, den Erfindern des Ackerbaues und der Seidenweberei (Sin-Nung und Sin-Tsan) gelten; 3) die kleinen (Se-au-Sze), welche zu Ehren zahlloser verstorbener Gelehrten, Staatsmänner, der Sterne, Wolken, Winde, des Regens, Blitzes, Donners u. s w. stattfinden.

Wie diese Staatsreligion keine Götzenbilder kennt, so hat sie auch keine götzendienerischen Tempel. Die vielfach prächtigen Paläste, welche ihr gewidmet sind, gelten durchaus nicht als Wohnsitze von Göttern, oder als Orte, in welchen die Gottheit in besonderer Weise zugegen wäre, sondern lediglich als Denkmäler und Erinnerungshallen großer Männer, bedeutsamer Erfindungen und allgemeiner Wohlthaten; so die drei berühmtesten Tempel von Peking: der des Himmels (Tien-Tan, im Jahre 1420 erbaut), der des Ackerbaues und der des Konfucius. Die zwei ersteren, zu den erwähnten Staatsopfern bestimmt, sind

[1] P. von Hallerstein, aus einer gräflichen Familie in Kärnthen, wurde geboren den 2. Aug. 1703, trat in die Gesellschaft Jesu am 27 Oct. 1721, kam nach China im Jahre 1739, war zweimal Vorsteher der chinesischen Viceprovinz von 1757—1762 und von 1766 bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu, † am 29. Oct. 1774 in Peking.

[2] Vgl. P. Noël, Notitia rituum c. 3.

auf Hügeln gebaut und unterscheiden sich in ihrer Anlage durch nichts von großartigen, weitläufigen Gartenpalästen. Der Tempel des Himmels besteht aus einem riesigen Pavillon von 500 Meter Umfang, zu welchem von den vier Seiten her je vier Alabastertreppen von mehr als 200 Stufen, durch zierliche Ballustraden und reichverzierte Terrassen unterbrochen, sanft ansteigend hinanführen. Der von einem doppelten chinesischen Hute überdachte Pavillon ist zwar mit dem reichsten architektonischen Schmucke ausgestattet, aber im Innern und Äußern ohne alle mythologischen oder symbolischen Bildwerke. Ganz ähnlich ist der Tempel des Ackerbaues, nur daß ein dreifacher chinesischer Hut den Bau krönt. Der Tempel des Konfucius, im Norden der Stadt gelegen, ist ebenfalls eine kreisförmige Pagode, zu welcher Marmortreppen mit reichverzierten Geländern hinaufführen. Das Dach ist mit grünfarbenen Ziegeln gedeckt. Das Innere bietet nichts Bemerkenswerthes dar, als einen grandiosen Gebetssaal von weißem Marmor, an dessen Seitengallerien auf zahlreichen schwarzen Marmortafeln Sprüche aus den Werken des Philosophen in goldener Schrift gezeichnet sind. Das Einzige darin, was einem Heiligthume gleich sieht, ist eine Art Altar von zierlichem Fachwerk, in dessen offenem Tabernakel eine Tafel mit dem Namen des Philosophen steht. Darüber trägt ein lackirtes Feld die goldene Inschrift: Wan-Sche-Sche-Piao („Führer der zehntausend Welten"). Vor der Ahnentafel des Konfucius steht ein langer Tisch mit einer Rauchpfanne in der Mitte und je einem Leuchter rechts und links, daneben zwei große Blumenvasen. Rechts von dem prachtvollen Eingangsthor des Tempels befinden sich zahlreiche längliche Steine, auf welchen frühere Kaiser eigenhändig Lobsprüche auf den großen Führer der zehntausend Welten eingegraben haben. In der großen Gebetshalle stehen nur zwei Statuen, die des Konfucius und die seines Schülers Mengtseu. Die Ehrfurchtsbezeugungen, welche dem großen Philosophen China's sowohl in diesem seinem Tempel, als auch anderwärts öffentlich und privatim gezollt wurden, bestanden in tiefen Verbeugungen, wie sie dem Kaiser und hohen Würdeträgern gegenüber vorgeschrieben waren, in dem Hinsetzen von Speisen, in dem Verbrennen von Wohlgerüchen und in dem Anzünden von Kerzen vor seiner Namenstafel. Über den Beweggrund dieser Ceremonien schreibt P. Franz Furtade (Viceprovincial der Gesellschaft Jesu) am 10. December 1636 an P. Mutius Vittelchi:

Der Buddha in der Pagode von Ku-tschan (Fukian).

„Es lebte in China vor etwa 2000 Jahren ein gewisser Mann, den sie Cumeu (Konfucius) nennen. Dieser hatte sich durch seinen Verstand, durch seine Klugheit und seine sittlichen Tugenden vor Andern ausgezeichnet, weßwegen ihn die Chinesen für einen Heiligen halten, ja ihn auch mit diesem Namen beehren. Er war in den chinesischen Buchstaben und ihrer Zusammensetzung ungemein erfahren, und um dieser Ursache willen hält ihn das ganze Reich für seinen Lehrmeister, wie unter uns Aristoteles für den Lehrmeister in der Weltweisheit gehalten wird. Aus diesem Grunde haben die Kaiser gewisse Gebräuche festgesetzt, durch welche ihm jene Ehre bewiesen werden sollte, die dem Titel eines Lehrers des Reiches angeheftet ist, und es geschieht in ihren Büchern von keinem andern Beweggrunde dieser ausgezeichneten Verehrung Meldung."

Je weniger die öffentliche Staatsreligion den Chinesen in Anspruch nahm — es geschah nur an wenigen Tagen im Jahre —, desto öfter beschäftigte ihn das, was man seine Familienreligion nennen kann, d. h. die Verehrung seiner Ahnen und der übrigen verstorbenen Familienmitglieder. Starb Jemand aus einer vornehmeren Familie, so wurde Sarg und Bild des Verstorbenen zwischen brennenden Fackeln in einem Saale ausgestellt. Jeder der Verwandten und Freunde brachte dann als Trauergabe Wohlgerüche und zwei Kerzen, legte sie auf einem hiezu zubereiteten Tische nieder, berührte viermal mit der Stirn den Boden und ging dann seiner Wege. In

dem Trauersaal, wie nachher am Grabe, wurden allerlei Speisen und Früchte hingesetzt, nach den chinesischen Büchern nicht mit der abergläubischen Anschauung, als ob die Verstorbenen davon essen könnten, sondern lediglich als Zeichen der Erinnerung und der Familienliebe. Es genügte indeß der Zärtlichkeit der Chinesen für ihre dahingeschiedenen Verwandten nicht, ihnen diese Liebesbeweise ein- für allemal gegeben zu haben, sondern sie stellten sowohl an deren Grabe wie auch in den Häusern ihre Namenstafeln auf und hielten zweimal jährlich, im Frühling und im Herbst, eine Art Leichenfeier für ihre verstorbenen Eltern und Ahnen, wobei die erwähnten Gebräuche — Anzünden von Kerzen, Verbrennung von Wohlgerüchen und Goldpapier, Kniebeugungen und Verneigung des Hauptes zur Erde, Aufsetzen von Blumentöpfen und Speisen vor den Ahnentafeln — sämmtlich wiederholt wurden. „Doch glauben sie nicht," sagt P. Matthäus Ricci über diese Ahnenfeier, „daß die Todten von den vorgesetzten Speisen essen, oder ihrer bedürfen; sondern, wie sie sagen, erweisen sie ihnen diesen Dienst, weil sie ihnen ihre Liebe nicht in anderer Weise zu bezeugen vermögen. Ja, Viele behaupten, diese Gebräuche seien mehr der Lebenden als der Verstorbenen halber eingeführt worden, damit die Kinder und andere weniger einsichtige Leute schließen könnten, wie genau man den lebenden Eltern gehorchen müßte, wenn sie sähen, mit welcher Hochachtung und Ehrfurcht auch die angesehensten und klügsten Männer sogar den Verstorbenen begegneten."



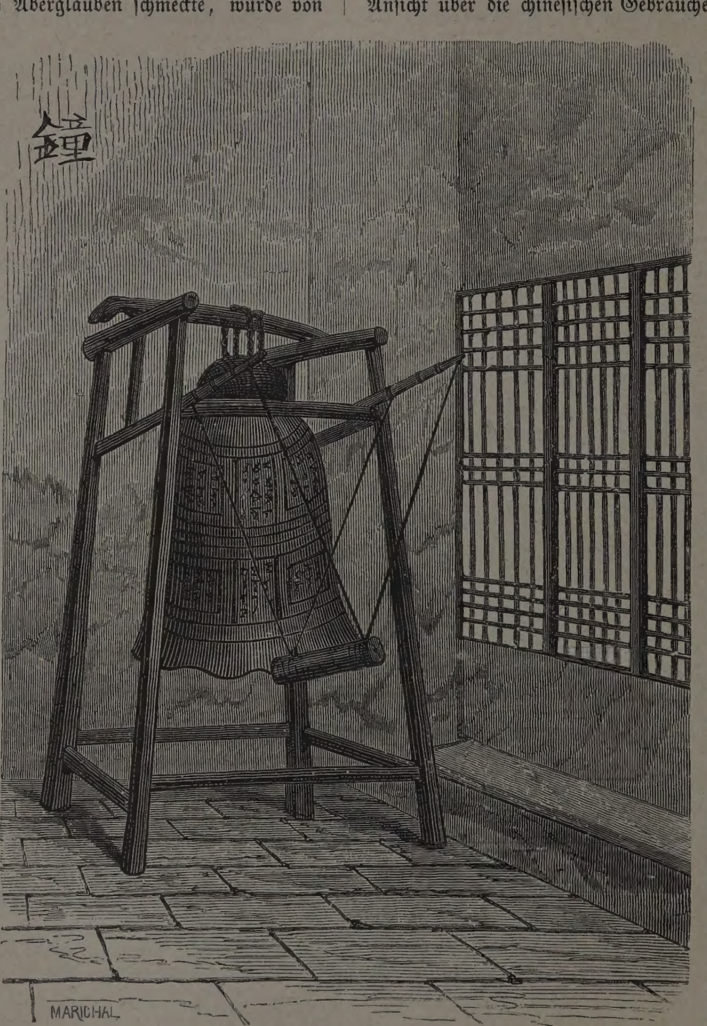
Ein den Ta-Lu (Trommel) schlagender Bonze in der Pagode von Ku-tschan (Fukian).

So frei es dem Chinesen stand, neben den Feierlichkeiten der Staatsreligion, der Verehrung des Konfucius und der Ahnen, sich dem Götzendienste der Buddhisten oder der aufgeklärten Philosophie der Tao-sse anzuschließen, ja zu glauben was er wollte oder auch gar nichts zu glauben, so streng verurtheilte die öffentliche Meinung denjenigen, der sich der äußerlichen Verehrung der Ahnen und den Höflichkeitserweisen an Konfucius entzog. „Denn wer immer den Konfucius nicht verehrt, von dem sagt man, er sei von seinem Lehrmeister abgefallen, und wer die Tafeln seiner Vorfahren nicht aufstellen sollte, von dem würde man denken, er habe seine Vorfahren vergessen. Man würde um dessentwillen beide unter die unvernünftigen Thiere zählen, und für Menschen ohne Ehre, ohne Liebe, ohne Sitten und ohne Vernunft halten; und sollte Jemand sie wegen dieses Vergehens anklagen, so würden sie unzweifelhaft als Übelthäter verurtheilt und bestraft werden." [1]

Als P. Matthäus Ricci zuerst in das Innere von China eindrang, schien ihm die Verehrung des Konfucius und der Ahnen so entfernt von jeglichem Götzendienst und so rein bürgerlicher Natur zu sein, daß er kein Bedenken trug, sich an derartigen Feierlichkeiten zu betheiligen. Auf seiner zweiten Pekinger Reise wohnte er in Nanking sogar einem großen öffentlichen Feste bei, das in einem sog. Tempel des Konfucius zu dessen Ehre gegeben wurde. Ja, je mehr er mit chinesischer Wissenschaft, Volksanschauung und Sitte vertraut ward, desto mehr glaubte er in der chinesischen Lebensphilosophie, in der Verehrung ihres Urhebers, in der damit zusammenhängenden Verachtung der Bonzen und des Buddhismus, endlich in der chinesischen Ahnenverehrung und Familienliebe nicht nur kein Hinderniß, sondern einen mächtigen Anhaltspunkt für die Verbreitung des Christenthums erblicken zu müssen. Er wollte indeß in einer so bedeutenden Sache nicht oberflächlich zu Werke gehen, zumal er beobachtet hatte, daß jene religiösen Nationalsitten sich im Volke selbst vielfach mit buddhistischen götzendienerischen Formeln vermengten. Er studirte deßhalb eifrig die sog. klassischen Bücher der Chinesen und ließ dieselben auch von Anderen studiren. Dieß Studium ergab, daß die erwähnten Volkssitten weit älter waren als die Einführung des Buddhismus, daß die götzendienerischen Ausartungen desselben von buddhistischen Bonzen herrührten, durch kaiserliche

[1] Memorandum der christlichen Mandarine von Peking, Pao Vitus, Quon Johannes, Ciao Paul u. s. w. an Se. Heiligkeit Clemens XI. vom 1. Oct. 1702.

Decrete aber abgeschafft worden seien, und daß die Verehrung des Konfucius und der Ahnen ursprünglich einen rein bürgerlichen Charakter habe. Auf diese Ergebnisse gestützt, behandelte P. Ricci die chinesische Ahnenverehrung und den Cult des Konfucius fürder einfachhin als an sich gleichgiltige, bürgerliche Gebräuche. Allerdings hüteten sich die Missionäre und es wurde dieß auch den Christen eingeschärft, bei deren Beobachtung die abergläubischen, götzendienerischen oder wenigstens zweifelhaft götzendienerischen Formeln der Buddhisten anzuwenden. Was irgendwie nach Aberglauben schmeckte, wurde von den Gedächtnißtafeln des Konfucius und der Ahnen entfernt; nach dieser Verbesserung der Tafeln aber wurde es den Christen erlaubt, dieselben am Sarge, am Grabe der Verstorbenen, wie in den Wohnungen auszustellen, Kerzen davor anzuzünden, Blumen und Speisen davor hinzusetzen, Rauchwerk davor anzuzünden und die üblichen Verbeugungen und Prostrationen davor zu machen, am Neujahrstage sogar die übliche große Prostration, welche Ko-teu genannt wurde und darin bestand, daß man in neun aufeinanderfolgenden Verbeugungen jedesmal mit der Stirne die Erde berührte. So war es den Christen möglich, sich der allgemeinen Nationalsitte anzubequemen. Die wahren Vorstellungen und Grundsätze aber, welche die Lehre des Konfucius über Gott und das Verhältniß des Menschen zu Gott enthielt, benützte P. Ricci als Anhaltspunkte, um in der Sprache des chinesischen Weltweisen und anknüpfend an seine Anschauungsweise die christliche Glaubenslehre zu entwickeln. Über das bedeutendste Werk, welches er in diesem Sinne schrieb, gab der Dominikaner P. Dominicus Sarpetri 9. Juni 1667 folgendes Zeugniß ab:



Tschong (Glocke) in der buddhistischen Pagode von Ku-tschan (Fukian).

„Ich Endesunterzeichneter Fr. Dominikus Maria Sarpetri, Lektor des Predigerordens, nachdem ich öfter und aufmerksam das Buch des P. Matthäus Ricci S. J. Tien-schu-re-y oder ‚die wahre Beschaffenheit des Herrn des Himmels‘ durchgelesen habe, worin er von Gott handelt, so bezeuge ich, daß der besagte Pater den darin behandelten Stoff so gelehrt und glücklich erschöpft hat, daß den Glaubenspredigern, welche nach ihm den Weinberg China's bebauen, in diesem Fache wenig oder nichts mehr beizusetzen übrig geblieben ist, was er nicht schon Alles entweder ausdrücklich und umständlich, oder keim- und auszugsweise umfaßt hätte. Ich kann versichern, daß mir bei Durchlesung dieses Buches oft in den Sinn kam, sein Verfasser habe es ohne göttliche Offenbarung oder eine besondere Hilfe Gottes nicht zu Stande bringen können."

Die auf P. Ricci folgenden Missionäre, an ihrer Spitze die PP. Schall, Verbiest, Thomas, Gerbillon, theilten vollständig seine Ansicht über die chinesischen Gebräuche und schlossen sich seinem Verfahren an. Ein immer eingehenderes Studium chinesischer Wissenschaft und chinesischen Lebens bestätigte gerade unter den hervorragendsten Männern der Mission die Überzeugung, daß jene Gebräuche lediglich bürgerlichen Charakters seien. P. Schall, der, wie P. Ricci, seine gründliche theologische Bildung in Europa erhalten hatte, und nächst diesem wohl der tiefste Kenner China's war, stand mehr als einmal unter drohendster Todesgefahr für die Interessen des christlichen Glaubens ein, schmachtete im Kerker und erduldete die grausamste Folter um Christi willen und ward als Bekenner Christi feierlich zum Tode verurtheilt; er hatte indeß niemals ein Bedenken, dem Namenszeichen des Konfucius oder den kaiserlichen Ahnentafeln seine Höflichkeitsbezeugungen zu entrichten.

Doch nicht alle Missionäre ohne Ausnahme beurtheilten die chinesischen Gebräuche in gleicher Weise. Der erste, welcher sich gegen dieselben laut erhob, war der Dominikaner P. Joh. B. Morales. Obwohl bei seiner Ankunft in China 1630 von den Jesuiten auf's Zuvorkommendste aufgenommen und im Chinesischen unterrichtet, konnte er der von P. Ricci eingeführten Behandlungsweise der Chinesen keinen Geschmack abgewinnen, betrachtete die chinesischen Gebräuche als eitel Götzendienst und versuchte in Fukian gleichzeitig gegen das Heidenthum und das von den Jesuiten befolgte Missionsverfahren Sturm zu laufen. Sein Erfolg war derselbe, den früher ähnliche Versuche hatten. Seine Kirche und sein Missionshaus wurden

von den heidnischen Chinesen niedergebrannt, er selbst vertrieben. Von den Philippinen aus, wohin er flüchtete, griff er nun in einer Schrift zuerst die chinesischen Gebräuche an, indem er den Opfern, Gedächtnißtafeln, Tempeln und Todtenceremonien der Chinesen einen nicht nur abergläubischen, sondern geradezu götzendienerischen Charakter beimaß. Im Jahre 1645 reiste er nach Rom und erlangte durch seine unermüdlichen Klagen, daß die chinesischen Gebräuche erst von der Propaganda, dann von Papst Innocenz X. verboten wurden.

Da dieß Verbot das gesammte Missionswerk in China in Frage stellte, so sandten die Missionäre in Peking jetzt aus ihrer Mitte den in den chinesischen Wissenschaften äußerst bewanderten P. Martin Martini nach Rom, um die bisherige Praxis der Missionäre genauer darzulegen, zu rechtfertigen und wo möglich die Zurücknahme jenes Verbotes zu erwirken. Nach überaus abenteuerlicher Reise, auf welcher er mit seinem holländischen Schiff erst nach Norwegen verschlagen ward, kam P. Martini über Deutschland im Jahre 1651 endlich nach Rom und erhielt nach großen Schwierigkeiten 1656 von Papst Alexander VII. für die Missionäre und Christen China's die Bewilligung, die chinesischen Gebräuche unter den früher schon innegehaltenen Einschränkungen wieder zu beobachten. P. Martini brachte selbst diese Bewilligung nach China zurück. Allein sie ward von mehreren Missionären des Dominikanerordens nicht angenommen, welche behaupteten, man müsse sich an die frühere Verordnung Innocenz' X. halten, und demgemäß die chinesischen Gebräuche ganz ebenso wie den Götzendienst der Buddhisten bekämpfen. Dieser Kampf gegen die Nationalsitte bot dem Christenfeinde Jam-quam-sien, nach dem Tode Kaiser Schün-Tschi's, den willkommenen Grund, eine allgemeine Verfolgung des Christenthums heraufzubeschwören und es fehlte nur wenig, so wäre die gesammte Mission völlig vernichtet worden. Nur wenigen Missionären wurde verstattet, in Peking zu bleiben, und diese wenigen mußten das schwere Werk wieder gleichsam von vorne beginnen. Erst nach der angestrengten Mühewaltung von drei Jahrzehnten erlangten sie von Kaiser Kang-hi endlich 1692 freie Verkündigung des christlichen Glaubens.

Es möge sich der Leser nicht verwundern und noch weniger ärgern, wenn wir dieses Streites erwähnen, welcher über die junge chinesische Kirche, wie über die beiden betheiligten Orden der Dominikaner und Jesuiten so viele harte Prüfungen gebracht hat. Passend erinnert der gelehrte Kirchengeschichtschreiber Rohrbacher bei Anlaß dieser Zwistigkeiten daran, daß es ein ganz ähnlicher Streit über „jüdische Gebräuche" war, welcher die erste Kirche in Jerusalem entzweite und dem Apostelfürsten Petrus für eine Zeit lang den großen Völkerapostel Paulus als Vertreter einer andern Ansicht gegenüberstellte.

Der Streit über die chinesischen Gebräuche schien sich übrigens friedlich aufzulösen, als Papst Innocenz XI. im Jahre 1673 den durch Tugend, Wissenschaft und praktisches Geschick gleich ausgezeichneten Dominikaner P. Gregor Lopez (einen geborenen Chinesen aus Fukian) zum ersten Bischof und apostolischen Vikar in China ernannte. Dieser ehrwürdige Greis, der nach vierzigjähriger Missionsthätigkeit die bischöfliche Würde nur unter demüthigem Widerstreben und auf ausdrücklichen Befehl des Gehorsams auf sich genommen hatte, betrachtete es als seine erste Hirtenpflicht, die Missionäre beider Orden zu versöhnen und den Widerstand gegen die chinesischen Gebräuche, der seiner Ansicht nach nur aus Mangel an richtiger Kenntniß der chinesischen Sprache, Wissenschaft und Sitte hervorgegangen war, mild aber kräftig ein- für allemal zu unterdrücken. Doch die frohen Hoffnungen entschwanden bald. Die Bemühungen des ehrwürdigen Bischofs stießen bei seinen eigenen Ordensgenossen auf den hartnäckigsten Widerstand und erregten seitens dieser einen Sturm wider ihn, der ihn selbst von seinem Wohnsitze in Süd-China vertrieb und nöthigte, nach Peking überzusiedeln. Zum Glück für die chinesische Mission hatten die Arbeiten des P. Verbiest, seiner Genossen und Nachfolger, dem Christenthum in der Kaiserstadt bereits wieder festen Boden gewonnen. Wie früher erzählt wurde, nahm es in den folgenden 20 Jahren den blühendsten Aufschwung. Kaiser Kang-hi selbst trat mit den Päpsten Alexander VIII. und Innocenz XII. in freundliche Beziehung. Die Predigt des Evangeliums wurde für das ganze Reich freigegeben. Da brach der Sturm plötzlich von einer neuen Seite los, von der es sich Niemand versehen konnte.

Karl Maigrot, Mitglied der Sorbonne, der 1684 als Missionär nach China gekommen und apostolischer Vikar von Fukian geworden war, erließ am 26. Mai 1693 (nur ein Jahr nach der Proclamation der Religionsfreiheit), ohne sich irgendwie mit den andern acht Bischöfen und apostolischen Vikaren der Mission verständigt zu haben, ganz eigenmächtig und urplötzlich ein scharfes Verbot gegen die chinesischen Gebräuche. Damit entbrannte die alte Zwistigkeit auf's Neue und zwar heftiger und nachtheiliger als je zuvor. Der Grund, welcher Maigrot zu diesem Schritte bewogen, scheint darin gelegen zu haben, daß der portugiesische Erzbischof von Goa, in Folge von Patronatsstreitigkeiten, den portugiesischen Jesuiten Joseph von Monteyro an seiner Stelle zum apostolischen Vikar von Fukian ernannt hatte. Wenigstens erschien sein verhängnißvolles Decret unmittelbar nach dieser Ernennung und ohne irgend einen anderweitig begründeten Anlaß.

Um der Aufregung zuvorzukommen, welche die Bekämpfung der uralten, im tiefsten Familienleben wurzelnden Volkssitte jedesmal und mit Recht bei den Chinesen hervorrief, wandten sich die Jesuiten in Peking sofort nach Erlaß jenes Verbots an Kaiser Kang-hi selbst, setzten ihm in einer Denkschrift ihre Auffassung der chinesischen Gebräuche auseinander und baten ihn, sich selbst über deren Charakter aussprechen zu wollen. Das Memorandum lautete:

„Wir Ausländer, Unterthanen Ew. Majestät, haben vernommen, daß einige Europäer, welche den Wissenschaften obliegen, gehört haben, es gebe in China gewisse Gebräuche, den Konfucius zu ehren, dem Himmel zu opfern, und in Rücksicht der verstorbenen Voreltern die Ceremonie Su oder Sy zu verrichten. ‚Zweifelsohne,' sagten sie, ‚wird es eine Ursache und einen Grund dieser Dinge geben. Nun, diesen wünschten wir umständlich zu wissen.' Wir, Ew. Majestät Unterthanen, erachten nach unsern eingeschränkten Kenntnissen, diese Ehrenbezeugungen werden dem Konfucius nicht in der Absicht erwiesen, um Wohlthaten, wie etwa die Gabe eines scharfsichtigen Verstandes oder Ehrenstellen, von ihm zu erflehen, sondern allein der vortrefflichen Sittenlehren halber, die er als Lehrmeister der Menschen hinterlassen hat; bei der Feier Sy aber, welche man zu Ehren der verstorbenen Ahnen veranstaltet, habe man die Absicht, denen, welchen man sein Dasein zu verdanken hat, seine Liebe zu bezeugen, und diese Feier dürfe nach dem Urtheil jener Chinesen, die sich an die Meinung der Gelehrten des Reiches halten, nicht dahin verstanden werden, als wollte man Hilfe in irgend einer Sache bei ihnen suchen,

sondern sie geschehe bloß zum Zeichen der kindlichen Ergebenheit der Nachkommen gegen ihre verstorbenen Vorfahren. So auch, da sie die Tafeln der Verstorbenen aufstellen, wollen sie unseres Bedünkens dadurch nicht anzeigen, daß die abgeschiedenen Seelen sich auf solch eine Tafel setzen, sondern selbe sind weiter nichts, als ein äußerliches Zeichen, vermittelst dessen die Nachkommen ihren Voreltern danken, und sich derselben noch lange nach ihrem Hinscheiden, gleich als ob sie noch zugegen wären, erinnern. — Was die Opfergaben anbelangt, welche dem Himmel auf dem Erdhügel außer der Stadt dargebracht werden, so dünkt uns, all' das geschehe nicht, um den materiellen Himmel oder die bläuliche Luft über uns, sondern den ersten Ursprung des Himmels, der Erde und aller Dinge, den höchsten Herrn und Herrscher anzubeten, wie Konfucius erklärt, da er sagt: Das Opfer, welches dem Himmel und der Erde entrichtet wird, ist nichts anderes, als ein Dienst, den man dem Herrn und Herrscher des Himmels, dem Xang-Ti, erweiset; und dieser, glauben wir, werde bald der Herr des Himmels, Xang-Ti, bald der Himmel oder Tien genannt, beinahe wie Ew. Majestät, welche man nicht den höchsten Herrn, sondern bald ‚unter den Stufen', bald den ‚kaiserlichen Hof' nennt, wo zwar die Namen verschieden sind und doch eine und dieselbe Sache bedeuten. Und dieß scheint uns der wahre Sinn jener zwei Worte King-Tien zu sein, welche Ew. Majestät vor einigen Jahren mit eigener Hand zu schreiben und uns zu dem Ende zuzustellen geruht haben, damit wir sie auf einer öffentlichen Tafel aushingen. Auf diese Weise haben wir Ausländer, Ew. Majestät Unterthanen, ihnen nach unserer schwachen Einsicht geantwortet. Aber da die ganze Sache auf's Innigste mit den Sitten dieses Reiches verwoben ist, so wäre es Vermessenheit, unserem eigenen Urtheil zu trauen. Wir nehmen also in tiefster Ehrfurcht die Freiheit, Ew. Majestät zu bitten, Höchstdieselbe möchten uns zu unterrichten geruhen. Worüber wir in vollkommener Ehrfurcht und Unterthänigkeit höchstdero Befehl erwarten."

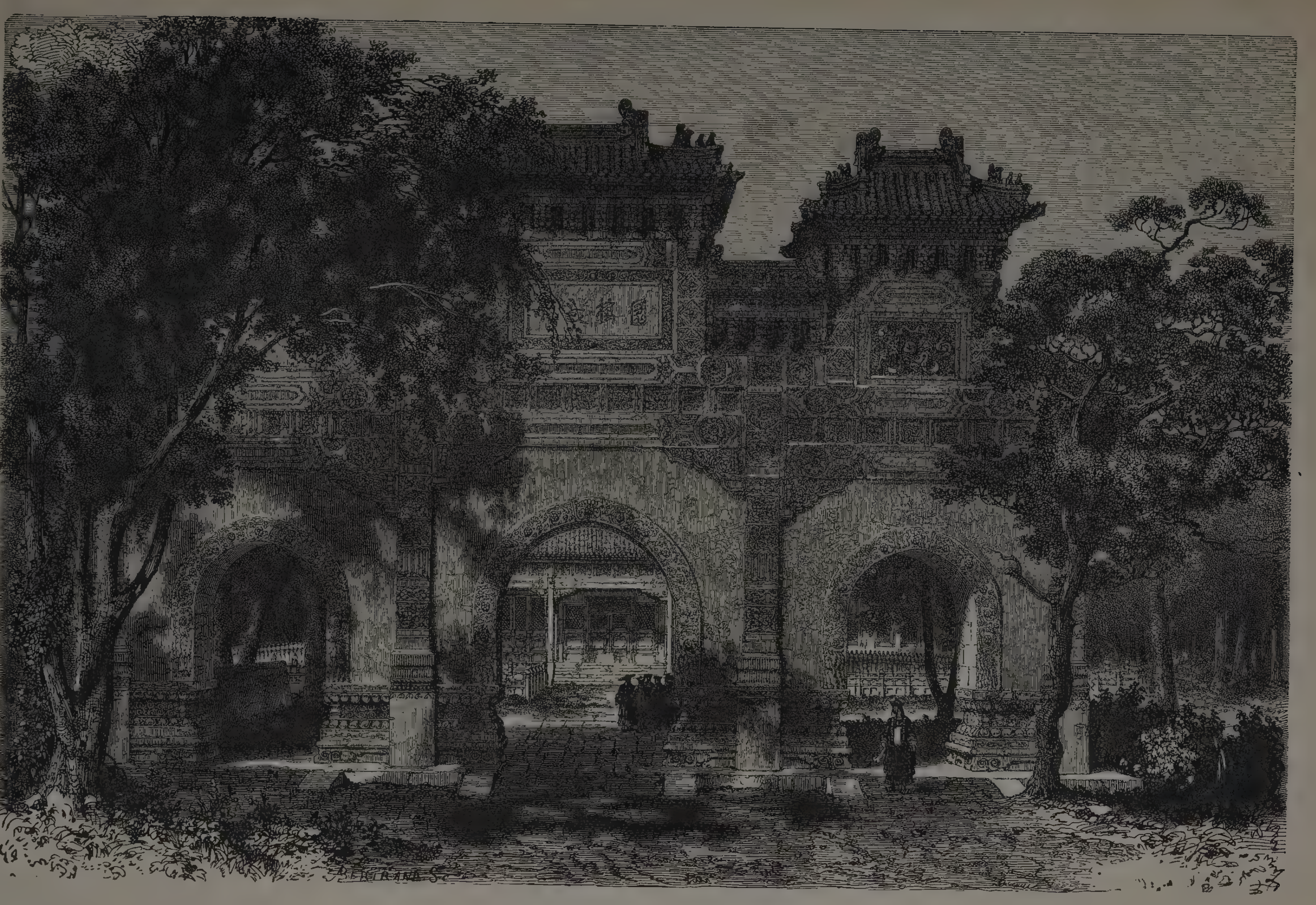
Kaiser Kang-hi antwortete:

„Was ihr geschrieben habt, ist vollkommen gut geschrieben und stimmt gänzlich mit der großen Hauptstraße und der gesunden und allgemeinen Lehre aller Menschen überein. Den Himmel verehren, den Fürsten und Eltern dienen, Achtung für Lehrmeister und Obrigkeiten haben, ist die allgemeine Gesinnung und Gewohnheit der ganzen Welt. Alles, was in dieser Schrift enthalten ist, entspricht der Wahrheit vollkommen und bedarf keiner Abänderung oder Verbesserung."

Die höchsten Reichsfürsten und Würdeträger bezeugten diese Erklärung, welche durch die öffentlichen Annalen (einer Art Reichsanzeiger) im ganzen Reiche bekannt gemacht ward. Sie beruhigte einerseits die Mandarine über die bürgerliche Loyalität der Christen, andererseits die Christen über die Erlaubtheit der chinesischen Gebräuche, denen der Kaiser selbst amtlich jeden götzendienerischen Charakter absprach.

Gedächtnißtafel des Konfucius in dessen Tempel zu Peking.

Inzwischen waren aber die Gegner der chinesischen Gebräuche auch nicht müßig geblieben. Sie erwirkten zu Rom deren Verurtheilung und abermaliges Verbot. Papst Clemens XI. bestätigte dasselbe am 20. November 1704. Doch sollte es nicht unmittelbar für China publicirt werden, sondern erst durch den päpstlichen Legaten Maillard de Tournon, Erzbischof von Antiochien, welcher zu diesem Zweck nach China gesandt ward. Er kam am 8. April 1705 zu Canton an. Was die Jesuiten gefürchtet und abzuwenden gesucht hatten, traf nun ein. Kaiser Kang-hi hatte kaum von dem Zwecke der Gesandtschaft gehört, als er darüber auch sogleich in großen Unmuth gerieth. Er wollte dem Legaten anfänglich gar keine Erlaubniß ertheilen, nach Peking zu kommen. Erst auf die inständigsten Bitten seines Freundes, des P. Gerbillon, ertheilte er sie endlich und Maillard de Tournon wurde in Peking mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeugungen aufgenommen. Als derselbe aber in seiner Gesandtschaftsangelegenheit mit der größten Schroffheit auftrat, und die beruhigenden Aufklärungen, welche ihm der Kaiser über die chinesischen Gebräuche zu geben versuchte, unnachsichtlich von sich wies, er-



Eingangsthor zum Tempel des Konfucius in Peking.

wachte der Groll des Monarchen auf's Neue. Er wuchs zum lebhaften Zorn an, als Tournon, kaum aus der Hauptstadt abgereist, in der man ihn so zuvorkommend und ehrenvoll behandelt hatte, von Nanking aus ein öffentliches Verbot gegen die chinesischen Gebräuche erließ. Kang-hi ließ ihn nun festnehmen und überlieferte ihn den Portugiesen, über deren Bevorzugung der Legat zuvor in Peking Beschwerde geführt hatte. Die Behörden von Macao warfen ihn in's Gefängniß. Hier starb er im Juni 1710, nachdem ihn Papst Clemens XI. kurz zuvor zur Cardinalswürde erhoben hatte. Mag man immerhin der persönlichen Frömmigkeit, dem Eifer und Muth dieses Kirchenfürsten Anerkennung zollen, so ist gewiß, daß er die chinesischen Verhältnisse und Sitten ebenso wenig kannte, als die chinesische Sprache, und daß er den Interessen der Kirche in China größere Dienste geleistet haben würde, wenn er sich seiner Sendung in weniger rücksichtsloser Weise entledigt hätte. Kaiser Kang-hi, der nur wenige Jahre zuvor dem Christenthum volle Freiheit gewährt, den Bau der Kathedrale von Peking mit kaiserlicher Freigebigkeit unterstützt und die christlichen Missionäre in jeglicher Weise geschützt und begünstigt hatte, war in seinem Wohlwollen für die Christen nun auf's Tiefste erschüttert. Schon 1706 erließ er ein Decret, wonach alle Missionäre sich um die Erlaubniß des ferneren Aufenthalts im Reiche bewerben mußten. Die Erlaubniß ward aber nur solchen bewilligt, welche sich verpflichteten, die Verehrung des Konfucius zu dulden und selbst nicht nach Europa zurückzukehren. Die übrigen Missionäre mußten das Land verlassen oder konnten nur mehr von Verstecken aus ihrem Amte leben. Selbst unter den ihm früher so innig befreundeten Missionären in Peking entzog der Kaiser denjenigen seine Gunst, welche sich bei ihm für den Legaten verwandt hatten. Als P. Gerbillon 1707 starb, wurde er ohne die üblichen Feierlichkeiten begraben. Allüberall hetzten die Bonzen zur Verfolgung und stellten den nahen Sturz des Christenthums in Aussicht. Vor die unzweifelhafte Gewißheit hingestellt, das vom hl. Franz Xaver begonnene, von den PP. Ricci, Schall und Verbiest so segensreich durchgeführte Missionswerk in dem Augenblick vollständig preiszugeben, wo die günstige Stimmung des Kaisers eben noch Massenbekehrungen ermöglicht und größere in Aussicht gestellt hatten, hielten die Missionäre von Peking sich für berechtigt, ja verpflichtet, einen letzten, wenn auch sehr gewagten und in sich nicht ganz gerechtfertigten Versuch zur Rettung dieses großartigen Missionswerkes zu wagen. Sie appellirten von den Verfügungen des Legaten an den Papst selbst; doch umsonst. Ihre Appellation ward 1710 von Clemens XI. verworfen. Ein zweiter päpstlicher Legat, Ambrosius Mezzabarba, der 1720 nach China kam, machte zwar dem Kaiser Kang-hi Zugeständnisse und erlaubte eine Anzahl der chinesischen Gebräuche. Aber auch diese Zugeständnisse wurden von Papst Innocenz XIII. zurückgenommen und 1742 erließ Papst Benedikt XIV. eine Bulle, durch welche jedem Missionär vorgeschrieben wurde, sich eidlich zur Unterdrückung der chinesischen Gebräuche zu verpflichten.

Wie die Jesuiten in Peking richtig vorausgesehen hatten, waren indeß durch die Verurtheilung der chinesischen Gebräuche schon 1710 alle die glänzenden Aussichten und Hoffnungen der Mission zu Grabe getragen. Wohl duldete Kang-hi auch fürder seine Astronomen und Mathematiker bei Hofe und verwandte eine Anzahl derselben zur Aufnahme einer Karte des gesammten Reiches. Aber seine Gunst für das Christenthum war dahin. 1717 unterfertigte er ein Decret, welches dasselbe in den Provinzen allen Quälereien einer bureaukratischen Verfolgung preisgab und jede weitere Verbreitung desselben hemmte. Auch das apostolische Wirken der Missionäre in Peking war großentheils gelähmt und brachgelegt. 1722 starb der große Kaiser, und die Verfolgung, welche sein Ansehen bisher noch zurückgehalten, gelangte zum offenen Ausbruch.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Die Hungersnoth in den nördlichen Provinzen China's.

(Vgl. oben S. 61 f., 106 f., 124.)

P. Ange Aymeri, Procurator der Lazaristenmissionen in China, schreibt aus Hongkong am 14. Februar d. J. an den hochw. P. General der Franziskaner:

„Die Briefe, welche ich aus den Provinzen Schan-si, Schen-si und Ho-nan erhalte, lauten immer trostloser; man ißt dort nicht bloß eine Art gelber Erde, sondern sogar auch Leichname, und es kömmt sogar vor, daß Eltern ihre eigenen Kinder tödten und essen. Vor einigen Tagen theilte mir ein sehr guter, christlicher Chinese mit, daß einige Familien ein Übereinkommen treffen und ihre Kinder austauschen, damit sie nicht ihre eigenen Kinder zu tödten brauchten. Eine solche Barbarei ist nicht ganz unwahrscheinlich bei einem Volke, das vor dem Kindermord so geringe Abneigung hat; doch muß das Elend ein ganz außerordentliches sein, wenn Eltern sogar ihre Söhne tödten, da die Chinesen doch sonst ihre Söhne am Leben zu erhalten suchen.

„Die Zahl der Todten muß eine ganz ungeheure sein; mehrere hundert Leichen werden jeden Morgen aus den Städten fortgeschafft, aber die auf den Feldern und öffentlichen Wegen herumliegenden werden nicht gezählt; wer in jenen Provinzen zu Wagen reist, muß zuweilen absteigen, um die im Wege liegenden Leichen zu entfernen. Ganze Dörfer sind verlassen; die Einwohner sind theils ausgewandert, um anderswo Unterhalt zu suchen, theils sind sie gestorben, und wenn noch der Eine oder Andere zurückgeblieben ist, so erwartet er nur den Hungertod. Die armen Christen wenden sich an ihre Missionäre und drängen sich um deren Wohnungen, in der Hoffnung, von ihnen einen Teller Hirsebrei zu erhalten. Ein Missionär aus Ho-nan schreibt mir, daß an seinem Hause täglich sechs- bis siebenhundert Personen um die nöthige Nahrung betteln; täglich werden von ihm etwa drei- bis vierhundert Pfund Hirse vertheilt. Aber die Armen sollten auch mit Kleidern versehen werden, um sie gegen die Kälte zu schützen, mit Brennholz, damit sie sich wärmen könnten — allein das ist ganz unmöglich. Ungeachtet aller Anstrengungen der Missionäre sterben auch viele Christen vor Hunger. Msgr. Moccagatta, apostolischer Vikar von Schan-si, schreibt mir, daß von den 20,000 Christen seines Vikariates mehr als die Hälfte sich in der äußersten

Noth befinden, und ich darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß etwa 5000 davon sterben werden. Die ganze Bevölkerung der am meisten heimgesuchten Provinzen ist nicht unter 60 Millionen; ohne Zweifel werden 15 bis 20 Millionen vor Hunger oder Kälte umkommen.

„Die chinesische Regierung thut schon etwas, um dem Elend abzuhelfen, aber sie kann nur Wenigen zu Hilfe kommen. Die Provinzen Schan-si und Schen-si sind gebirgig und besitzen wenige gute Straßen; alle Lasten werden dort auf Maulthieren befördert, so daß der Transport sehr langsam und sehr theuer ist. Ein Sack Getreide kostet daselbst 32 Tael, d. i. etwa 200 Mark.

„Hätte man genug Geld, so könnte man Kinder retten, so viele man wollte; die Katechisten brauchen nur von Thür zu Thür zu gehen; überall finden sie deren genug. Diejenigen, welche man aufnimmt — und man nimmt bei Weitem nicht alle — sind meistens schon ganz erschöpft vor Hunger und Elend und sterben bald nach der heiligen Taufe. Wie gut ist hier das Almosen angewendet, aber es muß rasch kommen. Auch für die Zukunft fürchtet man gar sehr, da viele Felder der fortdauernden Dürre wegen nicht angesäet werden konnten. Möchten doch die Seelen der vielen Kinder, die gleich nach der Taufe zum Himmel emporsteigen, die göttliche Barmherzigkeit auf dieses doppelt unglückliche Land herabflehen!“

Msgr. Volonteri, apost. Vikar von **Ho-nan**, beschreibt die traurige Lage seiner Mission in folgendem Briefe an Msgr. Marinoni, den Obern des Mailänder Missionsseminars; der Brief ist datirt aus Nan-jang-fu 12. Januar:

„Seit dem letzten September haben unsere Christen auch ihr nothwendigstes Hausgeräth verkaufen müssen, um Getreide anschaffen zu können; dennoch mußten die Meisten von Baumblättern leben, die auch zu einem hohen Preise standen. Als der Winter kam und die Blätter gefallen waren, wurde die Baumrinde als Nahrungsmittel gebraucht; mit andern kaum eßbaren Dingen zusammen gekocht, gab sie einen bittern Teig, der den Hunger zwar stillen, aber keine Kraft verleihen konnte. Nachdem nun auch dieses Hilfsmittel erschöpft ist, ziehen unsere Christen umher, um etwas Nahrung zu finden. Von den äußersten Grenzen der Provinz kommen sie zu uns, in der Hoffnung, daß wir ihnen beistehen werden, da sie sonst sterben müßten. Die Heiden verkaufen ihre Töchter und sogar ihre Frauen, und leider finden sich elende Speculanten, welche um ein Bischen Getreide diese Unglücklichen ankaufen und in andern Provinzen, in denen keine Hungersnoth herrscht, mit bedeutendem Gewinne wieder losschlagen.

„Die Sprache reicht nicht hin, um die Schrecklichkeit der gegenwärtigen Lage zu schildern. Man darf sich kaum auf die Straße wagen; überall ziehen Banden umher, die in ihrer Verzweiflung vor keinem Verbrechen zurückschaudern, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Die Noth schreitet mit Riesenschritten voran und verbreitet überall Schrecken und Tod. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß der Hunger hier mehr Menschenleben hinwegrafft, als der blutigste Krieg in Europa. Nördlich von Nan-jang-fu liegen Hunderte von Todten und Sterbenden auf den Straßen; in den früher bevölkerten Dörfern lebt kaum noch ein Drittel der ehemaligen Bewohner; in manchen Häusern sind ganze Familien gestorben und ihre Leichen liegen unbegraben. Viele kleinere Dörfer sind ganz verlassen; wer nicht gestorben ist, ist in die Städte oder in andere Provinzen geflohen. Das Schrecklichste habe ich noch nicht gesagt; wir würden es nicht geglaubt haben, wenn wir nicht Augenzeuge gewesen wären. Man sieht oft Eltern die Leichen ihrer kaum gestorbenen Kinder, und Kinder die Leichen ihrer Eltern verzehren. Unsere christlichen Boten und mein Diener, die jüngst von Si-ngan-fu zurückkehrten, hatten Bedenken getragen, bei den Eingebornen zu essen, denn sie fürchteten, daß man ihnen Menschenfleisch vorsetzen würde; sie hatten nämlich oft Leichen zerschneiden, kochen und essen sehen. Jeden Morgen fahren in Si-ngan-fu Wagen in den Straßen umher, um die in den letzten 24 Stunden vor Hunger und Kälte Umgekommenen zu sammeln. Die Mandarine von Nan-jna-fu vertheilen täglich auf Kosten der Regierung Hirsebrei an mehr als 5000 Dürftige, und jeden Tag geschieht es, daß durchschnittlich ein Dutzend dieser Unglücklichen am Orte selbst, wo sie diese Unterstützung empfangen, vor Erschöpfung hinfallen und sterben. Ähnlich ist es in den 96 Distriktsstädten der Provinz. Überall auf den Straßen und den Feldern stößt man auf Leichen; es liegen ihrer sogar manchmal an den Mauern unserer Wohnung. In der Nacht vom 17. December habe ich selbst ein armes Mädchen von 13 Jahren gerettet, das nahe bei unserer Residenz vor Erschöpfung hingefallen war. Sorgfältige Pflege hat es wieder zum Leben zurückgebracht, aber sogar jetzt nach mehreren Wochen einer guten Behandlung ist es noch so schwach, daß es kaum zu stehen vermag. Um das Maß unserer Leiden voll zu machen, hat sich seit zwei Tagen ein starker Schnee und kalter Wind eingestellt, welche unter den von Hunger schon Erschöpften zahlreiche Opfer fordern.

„Unsere Wohnung ist wie eine Rettungsbarke mitten zwischen zahllosen Schiffbrüchigen. Täglich kommen etwa 5- bis 600 Personen, ein Almosen zu begehren; leider können wir nicht Allen geben, denn wir haben außerdem mehr als 100 christliche Familien ganz zu ernähren und das noch für mehrere Monate, und die anderen Missionäre des Vikariates sind ebenfalls überladen. Die vom Xaveriusverein uns für dieses Jahr bewilligte Summe ist bereits fast ganz ausgegeben. Wer wird uns die Mittel bieten, die sowohl für uns selbst nöthig sind, als für die Tausende, welche allein auf unsere Almosen angewiesen sind?“

In einem folgenden Briefe vom 10. Februar fügt Msgr. Volonteri hinzu:

„Der Missionär, welcher mit unseren Waisenhäusern betraut ist, theilt mir mit, daß 600 Kinder noch am Leben sind und daß täglich neue kommen. Heute habe ich eine Summe Geldes leihen müssen; in den sechs Jahren meiner Verwaltung hatte ich nie zu diesem Mittel greifen wollen, aber was sollte ich thun? Das Elend hat seinen Höhepunkt erreicht; von allen Seiten meldet man Räubereien und Brandstiftungen; die Soldaten der Mandarine sind beständig auf Streifzügen, um Räuber aufzugreifen. Viele Heiden, die sich ehedem redlich ernährten, haben die Verbrecherlaufbahn beschritten, um nicht Hungers zu sterben. Möge der liebe Gott diese harte Prüfung abkürzen!“

Ostindien.

Apostol. Vikariat Calcutta. Die südwestlichste Station des apostol. Vikariates Westbengalen oder Calcutta ist Orissa an der Nordwestecke des bengalischen Meerbusens. Sie begreift den Distrikt von Balasur (5286 qkm. mit 770,000 Ein-

wohnern) und mehrere benachbarte, den Engländern tributäre Fürstenthümer (23,300 qkm. mit etwa 800,000 Einwohnern). Während eine unabsehbare, mehr oder weniger sandige, aber wildreiche Ebene das Meeresufer umsäumt, erhebt sich nach dem Innern zu das üppige Waldgebirge Nilgherri, d. h. die blauen Berge; zwischen Ufer und Bergen aber dehnt sich die breite, wohlbewässerte, fruchtbare Ebene Mogulbundi aus. In den Bergen herrschen unter britischer Oberhoheit souveräne Radschas über eine nach Körperbildung, Sprache, Religion und Sitten auf die ältesten, dravidischen Bewohner Indiens zurückweisende Bevölkerung, im undurchdringlichen Dschungel herrscht der Königstiger noch weit souveräner. Die Ebene wird von einer zahlreichen Bevölkerung arischen Blutes und brahmanischer Religion angebaut, welche das dem Sanskrit verschwisterte Uriya redet.

Durch den Hauptort Balasur führt die Straße, auf welcher die Pilger des Nordens nach dem hochberühmten Wallfahrtsorte Dschaggernauth ziehen; ihre Zahl ist eine ungeheure und manche von ihnen kommen viele hundert Meilen weit, bis vom Himalaya her. Im Monat Februar 1877 passirten Tag für Tag durchschnittlich 3000 Pilger den Ort, bald einzeln, bald in Processionen. Darum gilt aber auch die Straße nach Dschaggernauth für heilig, und mancher berührt sie, bevor er sie betritt, mit der Hand und führt dann diese an den Mund, zum Zeichen der Ehrfurcht. Häufig trifft man hier auch Büßer, fast unbekleidet, mit lang und wirr herabhängendem Haar; da hat sich einer den ganzen Leib mit Asche eingerieben, ein anderer hat das Gelübde gethan, sich niemals die Nägel zu schneiden, oder unabläßig einen Arm gen Himmel erhoben zu halten, was in der Regel mit dessen vollständiger Lähmung endet; hier hockt einer auf einem Tigerfell und rührt sich nicht, ein anderer vor einem großen Feuer, ein dritter läßt sich den ganzen Tag lang die tropische Sonne auf den entblößten Scheitel brennen, indessen wieder andere bettelnd, singend und die Cymbel schlagend daherziehen. Der Ausdruck Aller ist verzerrt und abstoßend, nichtsdestoweniger sind sie für die Menge ein Gegenstand staunender Bewunderung. Freilich, die guten Zeiten sind für die Büßer vorbei, seitdem die Engländer gewisse unmenschliche Kasteiungen strengstens verpönt haben. Aber die Inder wissen sich zu helfen. Gerade unterhalb Balasur sind drei oder vier Dörfer im Besitze der Franzosen; dorthin biegen denn auch an allen Hauptfesten zahlreiche Andächtige von der heiligen Straße ab, um ungestraft der sonst verbotenen Erbauung sich zu überlassen. Besonders beliebt ist folgendes Verfahren: An der Spitze eines etwa 10 Meter hohen Mastes ist in horizontaler Lage eine lange, drehbare Stange angebracht; zwei von derselben herabhängende Eisenhaken werden dem Büßer in's Fleisch getrieben, und nun wird er mit der Stange emporgehißt und langsam mit ihr mehrere Minuten lang in weitem Kreise gedreht. Zuweilen auch senkt sich nach jeder Drehung die Stange und der Büßer empfängt in seine Arme ein Kind, welches er während der folgenden Drehung mit sich durch die Lüfte trägt. Die abergläubischen Eltern erblicken hierin ein Unterpfand des Glückes für ihr Kind, ja im Erkrankungsfalle machen sie oft in dessen Namen das Gelübde solcher Buße, und das Kind ist dann später verpflichtet, das Gelübde entweder selbst oder durch einen Stellvertreter zu lösen. Hat der Büßer etwa ein Dutzend Drehungen überstanden, so wird er abgenommen und gilt nunmehr für besonders heilig; mit den eisernen Haken im Fleische beginnt er vor dem Volke zu tanzen, Alle machen ihm ehrfurchtsvoll Platz und die Frömmsten fächeln ihm Kühlung zu.

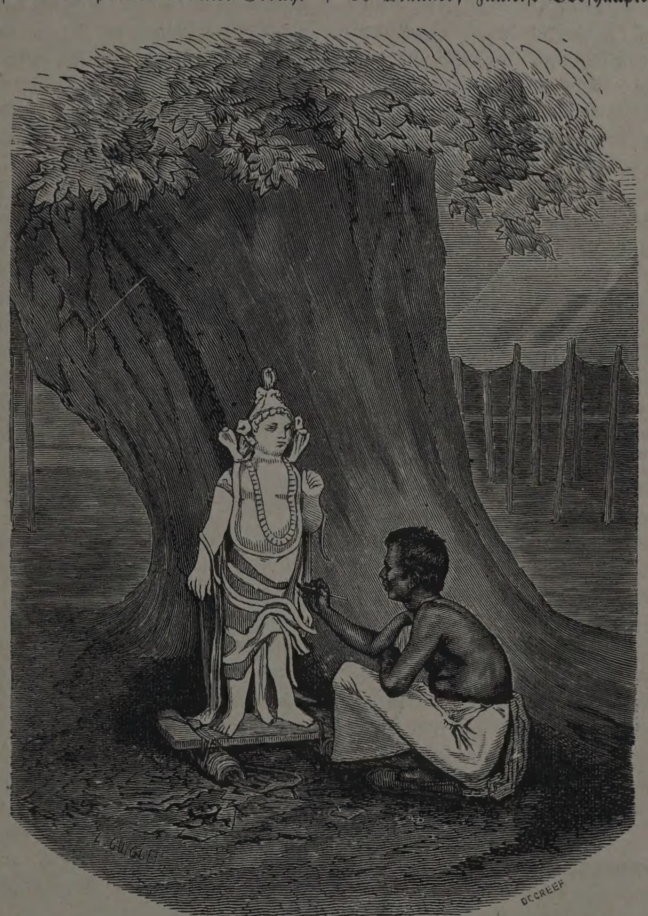
Balasur war bis in die neueste Zeit dem Evangelium so ziemlich fremd geblieben. Wohl hatte im letzten Jahrhundert ein portugiesischer Priester, der einzige auf hunderte von Meilen, seinen Wohnsitz daselbst aufgeschlagen; doch bewog ihn die Verdorbenheit der wenigen Christen, lauter Abenteurer, den Ort wieder zu verlassen, und seither war mit den Christen auch die ehemalige Kapelle spurlos verschwunden und kein Priester ward hier, es sei denn auf der Durchreise, gesehen.

Die Gründung der jetzigen katholischen Mission fällt in das Jahr 1865. P. Sapart S. J. versuchte es, das Christenthum hier einzuführen, und die Umstände waren ihm günstig. Als er im Jahre 1866 eine Kapelle hier errichtete, herrschte gerade in Bengalen die Hungersnoth, raffte ihre Opfer zu Tausenden dahin und mehrfache ansteckende Krankheiten wütheten in den ärmlichen Hütten. Der katholische Missionär widmete sich mit rückhaltloser Aufopferung dem Dienste der Kranken, deren er mehrere auf seinen Armen aus den Höhlen der Ansteckung heraustrug. Gerührt von seiner Hingebung, nahm ihn, als er bald selber schwer erkrankte, der protestantische Arzt in sein Haus auf und bot alle Kunst und Pflege zu seiner Heilung auf. Nicht so bald war jedoch der seeleneifrige Priester hergestellt, als er auch schon seine frühere Wirksamkeit wieder aufnahm. Das Volk zog zwischen dem Padre Sahib, so nannte es den katholischen Missionär, und den anglikanischen Sendboten für die Letzteren sehr mißliebige Vergleiche, diese aber machten in ihrem nächsten Rechenschaftsberichte ihrem Ärger Luft. Das ihrer Sorge anvertraute Feld, klagten sie, werde mit jedem Tag schwieriger; neben Heidenthum und Islam sei jetzt auch der Papismus hier thätig. P. Sapart wurde dargestellt als das Thier der Apokalypse, und was ähnlicher Artigkeiten mehr sind. Die Wirkung dieser Schmähungen war das gerade Gegentheil von derjenigen, welche sich die Reverends versprochen hatten; die Entrüstung war in Balasur eine allgemeine; der Arzt selber rückte in eine Zeitung von Calcutta eine derbe Widerlegung ein und der englische, gleichfalls protestantische Oberbeamte der Stadt machte fortan aus seinem Wohlwollen gegen P. Sapart kein Hehl.

Die anglikanischen Geistlichen fuhren fort, dem katholischen Missionär in die Hände zu arbeiten. Reiche Beiträge zur Linderung der Noth liefen aus Calcutta und anderwärts ein; das mit deren Verwendung betraute Comité wandte seine Aufmerksamkeit in erster Linie den hinterlassenen Waisen zu und forderte den protestantischen Prediger zur Gründung eines Waisenhauses auf, wogegen es sich erbot, für jedes Kind, wie viele deren auch immer aufgenommen würden, 3 Rupien (6 M.) beizusteuern. Der Prediger ging auf den Vorschlag ein, jedoch unter der Bedingung, daß ihm gestattet sein sollte, eine Auswahl unter den Kindern zu treffen und nur die talentvollsten aufzunehmen. Diese Bedingung wies das Comité mit Entrüstung zurück und wandte sich nun mit seinem Anerbieten an P. Sapart, der sofort unbedingt zustimmte. In aller Eile wurde ein Obdach hergestellt und Waisen von allen Seiten herbeigebracht. Bald stieg deren Zahl auf 350, von denen natürlich nicht wenige in kürzester Zeit, jedoch geheiligt durch das Bad der Wiedergeburt, starben und durch andere ersetzt wurden. Da die von dem Comité bewilligten Zuschüsse bei Weitem nicht

ausreichten, eröffneten der Arzt und die englischen Oberbeamten eine Subscription. Jeden Abend machte der Missionär die Runde, um Kinder zu sammeln und Verschmachtenden beizuspringen. Von Calcutta aus wurde ihm ein junger Mann zur Aushilfe gesandt, der den Entschluß kundgegeben hatte, in den Orden zu treten; er fand im Waisenhaus Arbeit vollauf. Die Knaben mußte er den Landbau, das Maurerhandwerk und die Malerei lehren, und den Mädchen mußte er sogar, bis die erwarteten Kreuzschwestern eintrafen, Anleitung in der Kochkunst ertheilen, wobei seine Schülerinnen im Verkosten so gewissenhaft zu Werke gingen, daß des Öfteren die Portionen unter Gebühr zusammenschrumpften. Bereits zu Ende des Jahres stand für die Aufnahme der Schwestern das zuerst erbaute Gebäude in einer Länge von 22 Meter und einer Breite von 7 Meter bereit; eine 3 Meter breite Veranda lief rings um dasselbe; auch für eine öffentliche Kapelle war in demselben ein Raum in Aussicht genommen. Gleichzeitig ward in ganz geringer Entfernung ein Wohnhaus für den Missionär und die Knaben hergerichtet, und das Land rings um beide Gebäude in einen Garten verwandelt.

Zu Anfang des Jahres 1868 wurde die Mission von Balasur vom Distrikt von Midnapur losgelöst und zu einem selbständigen Distrikt erhoben. Ende 1874 wohnten im letzterwähnten Hause zwei Priester, ein Scholastiker und ein Laienbruder mit einigen 30 Waisenknaben, im anderen Gebäude drei Nonnen mit ebenso vielen Waisenmädchen. In der Stadt gab es ungefähr 30 Katholiken, einige wenige lebten auf dem Lande zerstreut. Selbstverständlich war die Zahl der Waisenkinder wieder zurückgegangen, nachdem der Nothstand, welchem das Waisenhaus seine Entstehung verdankte, verschwunden war; sie betrug fortan nur mehr ungefähr 70. Auf ihnen ruht die Hoffnung der Mission, da bei den erwachsenen Hindus und Muhammedanern das Werk der Bekehrung hier wie anderwärts auf die größten Schwierigkeiten stößt; ist doch gerade Balasur durch die vielfachsten und engsten Beziehungen mit dem Heidenthum verwachsen. So zuvorkommend auch äußerlich die Eingeborenen den Europäern gegenüber sich benehmen, so betrachten sie dieselben doch als tief unter sich stehend. Ein Uriya zerbricht das Geschirr, welches ein Europäer berührt hat, und für die größte Beleidigung gilt es ihm, wenn man ihm sagt, ein Mitglied seiner Familie sei Christ geworden. „All' die zahlreichen Katechesen, die ich mehrere Jahre hindurch zu Balasur gehalten habe," schrieb P. Sapart am 13. August 1876, „haben bis auf den heutigen Tag kein weiteres Ergebniß erzielt, als eine Verminderung der Vorurtheile. Die Furcht vor Ausstoßung aus der Kaste hält die Uriyas zurück und macht mehr Eindruck auf sie als alle Schrecken der Hölle. Indessen haben verschiedene Ausflüge auf das Land in mehreren westwärts etwa zehn Meilen abgelegenen Dörfern einen Zug zum Katholicismus hervorgerufen. Über 50 Männer, zumeist Dorfhäuptlinge, haben die heilige Taufe empfangen. Sie vertheilen sich auf fünf nahe beisammen liegende Ortschaften. P. L'Hermite, der augenblicklich mit der Sorge für diese neuentstehende Christengemeinde betraut ist, rühmt die erfreulichen Gesinnungen seiner Neophyten. Jeden Tag melden sich neue Katechumenen." Hier und in ähnlichen Fällen thaten die erwachsenen Zöglinge des Waisenhauses als Katechisten vorzügliche Dienste.



Ein Bengalese, der sein Götzenbild bemalt.

Die neue Christengemeinde Daiga befand sich im Gebiete des Radscha von Maharbuny, und bald nachher eröffneten sich ebendaselbst Aussichten zu einer weiteren Verbreitung des Evangeliums. P. L'Hermite war es darum zu thun, in dessen Hauptstadt Baripada Fuß zu fassen, und hiezu bedurfte er der Erlaubniß des Fürsten sowie der Zuweisung eines Grundstückes. Als im Januar 1877 der Radscha in Balasur weilte, wußte sich P. L'Hermite bei ihm eine Audienz zu verschaffen. Der Empfang war ein wohlwollender, doch blieb es vorläufig bei leeren Versprechungen. Der Pater empfahl die Angelegenheit dem ersten Minister des Radscha, einem protestantischen, jedoch den Missionären durchaus gewogenen Engländer. Krankheit und ungünstige Witterung verzögerten eine Zeitlang eine endgiltige Übereinkunft. Endlich am 23. October traf P. L'Hermite in Baripada ein und ward vom Fürsten freundlich empfangen. Ein rechtskräftiger Vertrag ward abgeschlossen, kraft dessen der Radscha den Missionären ein Grundstück von 100 Bigahs Flächenraum, zwei Meilen von seiner Residenz entfernt, und zwar für die ersten 20 Jahre vollkommen steuerfrei überließ; von da ab sollte die Hälfte der gewöhnlichen Steuer entrichtet werden. Diese Geneigtheit des

Fürsten erregte um so gerechteres Aufsehen, als derselbe als ein übereifriger Brahma-Gläubiger bekannt ist, der jedem Dschaggernauth-Pilger, welcher seine Residenz passirt, anderthalb Anna (20 Pfennige) auszahlt.

Bereits drei Jahre früher war von Balasur aus eine neue bedeutendere Station gegründet worden. Westlich von den blauen Bergen, vom Mahanaddi durchflossen, liegt das Gebiet von Sambalpur. Während der Strom mit seinen Zuflüssen Gold und Diamanten liefert, erzeugt der Boden die üppigste Vegetation. Das Land hat eine Ausdehnung von 7240 □Kilometern mit vielleicht 600,000 Einwohnern. Die Sipoi-Regimenter, welche in den Central-Provinzen verwendet werden, entstammen in der Regel dem Süden der Halbinsel und enthalten eine Anzahl Katholiken. Auch in Sambalpur fand deren P. Sapart auf einem ersten Besuche 1867 etwa 20, die mit ihren Familien und einem katholischen Engländer eine katholische Gemeinde von etwa 100 Seelen bildeten. Sie hatten sich selbst eine elende Kapelle hergerichtet, in der sie sich an Sonn- und Feiertagen zum Gebete versammelten. P. Sapart versprach ihnen, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, sah sich indessen, da er damals in Balasur noch allein war, auch die Entfernung beider Orte in gerader Linie etwa 200 und mit Einrechnung der unvermeidlichen Umwege 260—300 englische Meilen beträgt, bis zum Jahre 1874 in der Unmöglichkeit, sein Versprechen zu erfüllen. Als er jedoch in diesem Jahre an P. Lachawietz einen Mitarbeiter erhalten, sandte er denselben sofort nach Sambalpur, einer Stadt von 10,000 Einwohnern. Die Katholiken des Ortes waren außer sich vor Freude, sie erboten sich, die alte Kapelle durch eine neue zu ersetzen und eine Wohnung zu bauen, wo der Missionär auf seinen Besuchen einkehren könnte. Der Obrist des Regimentes wies einen Platz außerhalb des Lagers an, stellte die zum Bau nothwendigen Werkzeuge zur Verfügung und befreite acht Soldaten, welche den Bau herstellen wollten, von jeglichem Dienste. Die Offiziere und die Europäer der Stadt steuerten Geld zu dem Unternehmen bei, und so hatte P. Lachawietz, als sein zweimonatlicher Aufenthalt zu Ende ging, die Freude, das Priesterhaus vollendet zu sehen. Seither wurde die Station zu wiederholten Malen besucht und zählt augenblicklich 123 eifrige Katholiken. Hoffen wir, daß Gottes Segen diese bescheidenen Anfänge in nicht zu ferner Zukunft zu reicher Entfaltung fördern werde!

Westindien.

Haiti. Msgr. Alexis Guilloux, Erzbischof von Port-au-Prince, sendet uns folgenden Bericht über seine Erzdiözese und über die beiden Diözesen von Cayes und Gonaïves, welche gleichfalls seiner Verwaltung unterstehen:

„Sie haben sich in Ihrer Zeitschrift bereits einige Male mit den religiösen Zuständen unserer Insel beschäftigt[1], und ich darf daher wohl hoffen, daß Ihnen die folgenden Nachrichten, welche trotz ihrer Kürze Ihnen ein vollständigeres Bild bieten, nicht unwillkommen sein werden; vielleicht werden sie auch dazu dienen, uns neue Apostel zu gewinnen, da der Priestermangel ein gar großer ist.

Auf Haiti wurde gleich nach seiner Entdeckung von den Franziskanern und Dominikanern und später von den Jesuiten das Evangelium verkündet; in den Händen dieser Orden lag auch die Seelsorge bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Allein die Revolutionsstürme machten diesem Zustande der Dinge ein Ende, und da anderweitig damals nicht gesorgt werden konnte, begann die Kirche von Haiti furchtbar zu leiden unter dem Mangel an Priestern. Zwar entging diese traurige Lage keineswegs dem wachsamen Auge des römischen Stuhles; mehrmals auch suchte er durch seine Delegaten eine Änderung herbeizuführen, aber erst am 28. März 1860 kam zwischen dem römischen Stuhl und dem Präsidenten Geffrard ein Concordat zu Stande, welches die religiöse Lage der Insel definitiv ordnete. Zu Port-au-Prince wurde ein Erzbisthum errichtet mit den vier Suffraganen: Cap Haitien, Cayes, Port de Paix und Gonaïves; doch wurden bisher nur der erzbischöfliche Stuhl von Port-au-Prince und der bischöfliche von Cap Haitien besetzt; es ist jedoch Aussicht vorhanden, daß in nächster Zeit auch Cayes seinen Bischof erhalte.

Seit dem Abschluß des Concordats hat ein ganz neuer Klerus schon viel Gutes gewirkt, aber noch unendlich viel bleibt zu thun und der Arbeiter sind sehr wenige. Wie groß der Priestermangel sei, kann man aus folgender Tabelle ersehen; ich führe nur meine Erzdiözese und die beiden meiner Administration unterstehenden Diözesen an, bemerke aber, daß die Verhältnisse in den beiden andern Bisthümern von Cap Haitien und Port de Paix, welche unter der Jurisdiction von Msgr. Hillion stehen, vollständig die nämlichen sind.

Diözese	Katholiken	Priester	Pfarreien	Kirchen und Kapellen
Port-au-Prince .	368,000	39	16	67
Cayes	275,000	24	20	51
Gonaïves . . .	104,000	12	8	14

Die Kathedrale von Port-au-Prince, in Fachwerk gebaut, entspricht nicht ihrer Bestimmung; doch ist sie ziemlich geräumig und reinlich. Weil es durchaus nothwendig war, eine größere Anzahl von neuen Kirchen in der Stadt zu bauen, mußte der Bau einer neuen Kathedrale noch verschoben werden. Zwei neue Kirchen, St. Joseph und St. Franz von Assisi, gehen ihrer Vollendung entgegen; eine dritte, St. Anna, im Süden der Stadt, ist im Bau begriffen. Die Kathedrale von Cayes ist ein kleines, dumpfes, baufälliges Gebäude; die Regierung hat zu ihrem Neubau einen ersten Beitrag von 15,000 Piastern bewilligt, die Pläne sind bereits genehmigt und der Grundstein wird nächstens gelegt. Die Kathedrale von Gonaïves ist verhältnißmäßig neu und hübsch. Die größere Zahl der übrigen Kirchen und Kapellen ist gleichfalls erst in den letzten Jahren errichtet worden.

Das Volk von Haiti ist tief religiös; beinahe ganz gehört es der katholischen Kirche an; in Folge des herrschenden Priestermangels aber sind die Meisten nur wenig unterrichtet, und Viele können nicht einmal ihren religiösen Pflichten nachkommen. Dank den Anstrengungen des Klerus ist Vieles in dieser Beziehung schon besser geworden; wie auf seine Anregung hin neue Kirchen erbaut und ausgeschmückt werden, so erheben sich auch überall Schulen und Anstalten der christlichen Liebe. Aber bei aller Aufopferung reichen die Priester nicht hin, um allen Anforderungen zu entsprechen. Wie schmerzlich ist es für das Herz des Oberhirten, sich sagen zu müssen, daß Tausende seiner Diözesanen jährlich vor den Richterstuhl Gottes treten, ohne daß sie die Gelegenheit hatten, die heiligen Sterbesacramente zu empfangen. Ich glaube nicht,

[1] Vgl. 1873, S. 21; 1876, S. 199.

daß irgend ein katholisches Land existirt, das unter einem gleich großen Priestermangel leidet. Und doch, unsere tägliche Erfahrung lehrt uns, was sich hier thun ließe, wenn wir eine entsprechende Zahl von tüchtigen Priestern hätten. Die beiden folgenden Tabellen zeigen, wie viel Arbeit unsere Priester haben:

1876.

Diözese	Seelsorger	Taufen	Erste hl. Communion	Österliche Communion	Ehen eingesegnet	Sterbesacramente gespendet
Port-au-Prince	30	13,292	3,625	28,551	1,078	2,362
Gonaïves	10	3,747	1,232	9,036	385	951
Cayes	19	9,017	1,830	9,645	549	1,242
	59	26,056	6,687	47,232	2,012	4,555

1877.

Diözese	Seelsorger	Taufen	Erste hl. Communion	Österliche Communion	Ehen eingesegnet	Sterbesacramente gespendet
Port-au-Prince	31	15,408	3,874	32,186	1,512	2,452
Gonaïves	11	4,763	1,372	10,228	393	857
Cayes	22	10,002	1,732	11,325	527	1,702
	64	30,173	6,978	53,739	2,432	5,011

In den drei Diözesen beträgt die Bevölkerung etwa 747,000 Seelen; im Jahre 1877 besuchten aber nur etwas mehr als 80,000 den Gottesdienst, so daß also $^8/_9$ noch der Kirche fern bleiben. Wie könnte es anders sein? Die Pfarreien sind ungemein ausgedehnt; Entfernungen von 50 oder 60 und mehr Kilometer bis zur Pfarrkirche sind nichts weniger als eine Seltenheit. Wenn also irgendwo, so gilt hier das Wort: die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.

Natürlich steht es mit den Schulverhältnissen nicht besser. Außer den oben angegebenen in der Seelsorge beschäftigten 39 Priestern der Erzdiözese sind in der Stadt Port-au-Prince zwölf Patres vom heiligen Geiste mit der Leitung eines Collegs betraut, das etwa 300 Zöglinge zählt; die Schulbrüder von Ploermel haben in den Hauptorten der drei Diözesen im Ganzen sechs Anstalten mit 1320 Schülern. Für die weibliche Jugend haben die Schwestern vom hl. Joseph ebenso viele Schulen errichtet, die von 1260 Schülerinnen besucht werden. Im Ganzen also erhalten etwa 3000 Kinder eine Schulbildung — was ist das aber gegen die große Anzahl, die ohne allen Schulunterricht aufwächst?

Das Bild, welches die drei meiner Hirtensorgfalt anvertrauten Diözesen darbieten, ist also kein glänzendes; gewiß, in den letzten zehn Jahren ist Vieles, sehr Vieles geschehen, aber es ist bloß ein kleiner Theil von dem, was geschehen müßte und was geschehen könnte, wenn mir eine hinreichende Zahl von eifrigen Priestern zur Seite ständen. Seit dem Jahre 1872 besteht bei Pontchateau in der Diözese Nantes ein Seminar mit der Bestimmung, junge Priester für Haiti heranzubilden; augenblicklich zählt dasselbe 40 Seminaristen, unter denen jedoch 16 sich erst durch die niederen Studien auf das Studium der Theologie vorbereiten müssen. Selbstverständlich ist diese Zahl viel zu beschränkt, um die schreienden Bedürfnisse unserer armen Insel zu befriedigen. Möchten doch die Leser dieser Zeitschrift durch ihre Gebete vom Herrn des Weinbergs erlangen, daß er uns zahlreiche tüchtige Arbeiter sende!

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Aus Ried . . . . ö. W. fl. 2.	3.40
Von Kaplan Leeb	14.—
Für die Hungernden in China:	
Von J. Neuzerling in Milwaukee, durch B. Herder in St. Louis, Mo.	4.—
Von N. N. aus St. Louis, durch denselben .	40.—
Durch die Expedition des „Westpreußischen Volksblattes“ in Danzig	376.12
Durch die Redaktion des „Säckinger Volksblattes“	116.30
Aus O. D. F.	20.—
Von Vikar J. Scholz in Ober-Glogau . . .	7.50
Durch L. Schaffrath in Geldern	737.50
Von B. K. in Thüringen	5.—
Von Kaplan Löffler in Frauenburg	6.—
Durch die Expedition der „Niederrhein. Volkszeitung“ in Crefeld	222.50
Aus Hollfeld (Baiern)	36.—
Von der Pfarrei Titting	90.—
Von der Gemeinde Windheim	18.—
Von Pfr. Saur in Irrel	2.—
Aus Cham	48.50
Durch Schloßkaplan R. Dürschlag in Regendorf	31.—
Durch die Redaktion des „Bocholter Volksblattes“	100.—
Durch die Redaktion der „Deutschen Volksblätter“ in Viersen	100.—
Von mehreren Personen, durch Coadjutor Schadenfroh in Pfarrkirchen	30.—
Von N. N. in Aufhausen	4.—
Aus Eupen	100 —
Aus Ostpreußen: „Tob. 12, 9: Eleemosyna a morte liberat“	287.34
Aus der Pfarrei Simmershausen	21.—
Von L. und Sp.: „In honorem S. Antonii“	6.—
Von Pfr. Schell in Großenlüder	2.—
Von mehreren Wohlthätern in Großenlüder und Uffhausen	9.—
Von der Pfarrei Mayen, durch Dechant Stadlmair	660.—
Von einer Ungenannten, durch denselben: „Zur Erlangung einer glücklichen Sterbestunde für sie und ihre Schwestern“	100.—
Aus Mayen, durch denselben	56.—
Aus Kehrig, durch Pfr. Ketterhofer	100.—
Von Dr. J. Leinkauf in Wien . ö. W. fl. 10.	16.90
Aus der Pfarrei Simmern, durch Dechant Burtz	101.90
Aus der Pfarrei Beltheim, durch denselben . .	20.—
Aus der Pfarrei Stadtkyll, durch Pfr. Spurzem	55.—
Aus Horst (Westf.)	5.—
Durch die Redaktion des „Bad. Beobachters“ in Carlsruhe	200.—
Von einem Ungenannten in Saffig	50.—
Von Pfr. A. Fleischauer in Lützenkirchen . . .	75.—
Vom theol. Convict in Innsbruck ö. W. fl. 70.90	121.30
Vom Missionsverein in Rottenburg (Baiern), durch Coop. J. Bogenberger	100.—
Von der Pfarrei Rottenburg (Baiern) durch denselben	400.—
Von N. N. in Einsiedeln: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“ . . . . Fr. 900.	728.10
Durch Rev. M. Deisenrieder in Farmerville, durch B. Herder in St. Louis, Mo. . . .	56.—
Von W. in Frauenburg	20.—
Von dem fr. res. Pfr. W. in Neuötting . . .	6.—
Durch die Expedition der „Schles. Volkszeitung“ in Breslau	1291.80
Von Kaplan C. Herrdörfer in Miltenberg . .	4.—
Von Ungenannt, durch Dr. Reis in Trier . .	15.—
Von M. Wall und sel. Base in Riedlingen . .	25.—
Von Kaplan J. Klose in Neustadt	9.30
Von Maria Kupelwieser in Wien . ö. W. fl. 5.	8.58
Durch die Redaktion des „Herz-Jesu-Sendboten“ in Innsbruck . . . . ö. W. fl. 61.	103.39
Durch dieselbe . . . . . 5 österr. Dukaten	47.90
Durch dieselbe	173.50
Durch die Redaktion der „Ermländ. Zeitung“ in Braunsberg	1086.26
Von mehreren Wohlthätern in Großenlüder . .	5.—
Durch die Redaktion der „Augsburger Postzeitung“	1000 —
Durch die Expedition der „Deutschen Reichszeitung“ in Bonn	1349.30
Durch dieselbe (von der Expedition des „Nassauer Boten“ in Limburg a. L.)	10.50
Von Pfarrkindern aus Gengenbach, durch Beneficiat Haberkorn	11.—
Aus Pfarrkirchen, durch M. Schadenfroh: „Jesu, tibi sit gloria“	200.—
Durch M. Schadenfroh in Pfarrkirchen: „Estote misericordes, sicut et pater vester misericors est“	44.—
Aus dem Fürstenthum Liechtenstein ö. W. fl. 8.	14.—
Von Mehreren aus Neumarkt	6.20
Von Dechant Steinigke in Jerewo	10.—
Von einigen Frauen in Groß-Strehlitz, durch Dr. Paul Gierich	11.—
Von Pfr. Burgund in Braunweiler	4.40
Von A. G. P.	10.—
Durch die Expedition des „Nassauer Boten“ in Limburg a. L.	19.60
Von Ungenannt: „Zu Ehren des hl. Xaverius“ .	4.—
Durch Pfr. Nusbaum in Mesenich	63.—
Aus Eggenfelden und Gern (Niederbaiern) . .	110.—
Von den Pilgern nach Walldürn, durch Pfr. Jansen in Frielingsdorf	51.30
Von P. M. in Sötenich	3.—
Vom Pfarrer zu Uerzig a. Mosel	20.—
Aus Hinkelhaus: „A peste et fame et bello libera nos Domine!“	19.—
Von Föcker in Kirchhellen	3.—
Von P. Wenzel in Mariastern	15.—
Durch Kaplan Ackermann in Motten, aus der Filialgemeinde Kothen	43.—
Von den Zöglingen des Pensionats vom Herzen Jesu in Smichow . . . . . ö. W. fl. 14.	24.03
Durch Kaplan Straub in Oberstadion . . .	25.—
Durch Pfr. Wahne in Cöslin	3.—
Von Pfr. Unger in Untergriesingen	5.—
Von Vikar Balkenhol in Bochum	5.—
Von E. S. in München, durch Herder & Co. .	4.—
Aus Luzern, durch P. M. Reisle . Fr. 100.	80.—
Aus Bischofszell, durch denselben . Fr. 130.	104.—
Von X. Y. Z. aus Kirchdorf durch dens. Fr. 200.	160.—
Aus Altdorf, durch denselben . . . . Fr. 30.	24.—
Aus der Pfarrei Palling, durch Coop. Heringer	300.—
Aus Aachen: „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser“	3.—
Von Pfr. Amling in Malsch	12.50
Von einem Benediktiner aus Nieder-Österr. ö. W. fl. 1.	1.73
Von N. N. in Tirol: „Facite vobis sacculos, qui non veterascunt“ . . . ö. W. fl. 50.	86.28
Aus dem Rheingau: „Esurientes implebit bonis“	30.—
Ex Bürvenich: „Ss. Cor Jesu, illumina corda nostra“	30.—
Von Pastor Lenartz in Lützkampen	31.—
Aus Neuötting (Baiern)	50.—
Von der Redaktion des „Kath. Volksfreundes“ in Regensburg, gesammelt durch Militär-Curatus a. D. Jac. Gratzmeier: „Gott segne es tausendfach!“	1200.—
Aus Dänemark	12.—
Von Ungenannt aus Erkelenz	15.—
Aus München, durch Herder & Co. in München	4.20
Von C. B., durch dieselben	3.—
Von N. N.: „Aus Nächstenliebe“, durch dieselben	39.—

	Mark.
Aus Lochhausen, durch dieselben	2.—
Von G. M. R., durch dieselben	30.—
Von J. L., durch dieselben	5.—
Von J. R. M. L., durch dieselben	24.—
Von M. in München, durch dieselben	3.—
Vom kath Bürgerkasino in München, durch dieselben	40.—
Von J. St. in B., durch dieselben	3.—
Von S. in München, durch dieselben	5.—
Aus der Buchbinderei der „Kath. Missionen"	5.—
Von J. M. aus L.	4 50
Von Dr. Lüdtke in Conitz	20.—
Aus der Pfarrei Aukirchen	62.—
Aus O. D. F.	9.—
Aus Geldern	13.—
Von J. K. in Menden	30.—
Von T. T. aus der Oberpfalz	12.—
Von C. T. R. in Frankfurt a. M.	15.—
Durch Kaplan Zimmermann in Säckingen	54.50
Durch Pfarrverweser Schick in Dettingen	80.—
Von K. in Rees	16.—
Von A. K. in Freising	20.—
Von A. S. aus Regensburg	20.—
Von S. S. aus Regensburg	10.—
Von P. R. aus Regensburg	10.—
Collekte aus der Pfarrei Schwabsberg	100.—
Von M. Schwaiber aus der Pfarrei Zeilarn	20.—
Von Wittwe S. in Freiburg	10.—
Aus Essenbach	— 40
Durch die Redaktion des „Würzburger kath. Sonntagsblattes"	775.—
Vom „Schlesischen Kirchenblatte" in Breslau, durch Domvikar Hahn	450.—
Von A. Hohl in Wachbach	4.70
Von Pfr. Rgl.	5.—
Von Ungenannt: „Gott segne das Wenige!"	10.—

Für die Hungernden in Nord-China:

	Mark.
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen	400.—
Von A. E. in Sigmaringen	10.—
Von Cooperator G. Mühlbauer in Aufhausen	60.—
Von einem Leser der „Kathol. Missionen"	10.—
Von Pfarrkindern aus Gengenbach, durch Beneficiat Haberkorn	15.30
Durch Religionslehrer A. F.	50.—
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W. fl. 31.	52.54
Von J. A. aus der Pfarrei Thann (Niederbaiern), durch B. G. P.	85.72
Aus der Pfarrei Bretzenheim	70.—
Aus der Pfarrei Dingolshausen	30.—

Für die hungernden Christen in Hu-pe (China):

	Mark.
Von S. M. aus Kremsmünster ö. W. fl. 10.	17.14

Für die hungernden Christen in dem Vikariate Schansi (China):

	Mark.
Von Ungenannt in L.	20.—
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 10.	17.15

Für den Loskauf von Frauen und Kindern in China:

	Mark.
Von P. St. E. in Innsbruck . . ö. W. fl. 3.	5.15
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5.	8.57
Aus Jena	15.—
Von Martin Loos in Hrtkauer . ö. W. fl. 5.	8.69
Von Pfr. Pedneß in Galtür . . ö. W. fl. 8.	14.08
Von Geschwister N. N.	100.—
Vom Kl. Institut in Dietramszell	103.—
Von P. Gregor Breuer, O. S. B. in Lambach ö. W. fl. 10.	17.26
Aus Schrobenhausen: „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!"	12.—
Von Fr. Jul. Busch in Neuß	15.—
Von Wittwe B. Holbeck in Altenessen	6.50
Aus München: „Gelobt sei Jesus Christus!"	20.—
Von Frau Schwarz und Frl. Wolf in Lichtenthal	7.—
Von Ungenannt in L.	20.—
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W fl. 1.	1.69
Von J. A. aus der Pfarrei Thann (Niederbaiern), durch B. G. P.	85.71
Von Kaplan J. Hochscheid in Merzenich	135 —
Durch Frau Kreisrichter Alt in Klosterwald	25.—
Von J. Schnabl, Beichtvater der Schulschwestern in München	6.—
Durch J. M. Michèl in Sarnen . . Fr. 50.30	40.56

Für Msgr. Chiais in Schensi (China):

	Mark.
Aus M.-Gladbach	15.—
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 10.	17.15

Für das Waisenhaus des P. Cicalese in Honan (China):

	Mark.
Aus M.-Gladbach	15.—

Für die Mission in Tongking:

	Mark.
Aus Neuötting (Baiern)	100.—

Für den Loskauf von Frauen und Kindern in der Mongolei:

	Mark.
Von Ungenannt in L.	20.—
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5	8.57

Für den Unterhalt von Kindern in christlichen Familien in der Mandschurei:

	Mark.
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W fl. 5.	8 57

Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:

	Mark.
Von Jos. Bischof in Louisville, Ky., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	20.—
Von Ungenannt in L.	20.—
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W fl. 30.	50.85
Von J. Braml in Peterskirchen	35.—
Von Ungenannt	20 —

Für Loskauf von Kindern oder Christen aus der Sklaverei:

	Mark.
Aus Neuötting (Baiern)	100.—

Für die Hungernden in Südindien:

	Mark.
Durch die Expedition der „Schles. Volkszeitung" in Breslau	1.50
Durch Kaplan Remlinger in Ertingen	10.—
Von Kaplan C. Herrdörfer in Miltenberg	4 —
Durch die Redaktion des „Westfäl. Kirchen- und Volksblattes" in Paderborn	188.66
Von Oberpfarrer Huthmacher in Cösfeld	25.—
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck	10.—
Von mehreren Wohlthätern, durch Pfr. A. Reber in Rottingwörd	65.65
Von Kaplan J. Herthens in Viersen: „Frange esurienti panem tuum"	20.—
Von Ungenannt	6 —
Von Geschw. Frl. D. in Trier	45.—
Aus Altötting, durch Herder & Co. in München	5.26
Von S. M. aus Kremsmünster . ö. W. fl. 10.	17 14
Durch die Redaktion des „Würzburger kathol. Kirchenblattes"	145.—

Für das dürftigste Waisenhaus in den Vikariaten Südindiens:

	Mark.
Von Ungenannt in L.	20.—

Für die Missionäre in Südindien:

	Mark.
Von Geschw. Frl. D. in Trier	85.—

Für die hungernden Christen in Madura:

	Mark.
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5.	8.57

Für die hungernden Christen in Pondichery:

	Mark.
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5.	8.57

Für die Mission in Japan:

	Mark.
Von M. Sch. in Neukirch	1.—
Von mehreren Ungenannten, durch Pfr. C. Schadn in Witis . . . ö. W. fl. 15.	23.73
Aus Altötting, durch Herder & Co. in München	5.26

Nachstehende mit Bezug auf den Kalender von Alban Stolz für Japan:

	Mark.
Von N. N.	10.—
Von Altsakristan Kilcher in Zuttwil, durch Pfr. Haberthür in Oberkirch . . . Fr. 20.	16.20
Von Dr. L. in Cannstatt	3.—
Von Ungenannt in Ebingen	100.—
Von J. Sommer in Reichstadt . ö. W. fl. 1.	1.73
Von J. Marte in Hardt	20.—
Von P. F. Dobler in Siegburg	25.—

Für die Mission in Nangasaki (Japan):

	Mark.
Von Anton Bosch in Holzhausen	10.—

Für die katholischen Waisen-Anstalten in Persien:

	Mark.
Durch die „Germania" in Berlin	109.—

Für die Hungernden in Persien:

	Mark.
Aus der Pfarrei Rottenburg (Baiern)	50.—

Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:

	Mark.
Von W. in Frauenburg	5.—
Aus Heldenstein, durch Herder & Co. in München	25.—

Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:

	Mark.
Von S. M. aus Kremsmünster . ö. W. fl. 10.	17.14

Für die nothleidenden Priester des Libanon:

	Mark.
Von Beneficiat Drechsler in Wolfakirchen	48.40
Aus Neuötting (Baiern)	40.—
Von Ungenannt: „Gott segne das Wenige!"	10 —

Für die nothleidenden Priester in Sibirien:

	Mark.
Durch die Redaktion des „Westf. Kirchen- und Volksblattes" in Paderborn	63.20
Von Pfr. Hindemann in Gäwil . . Fr. 20.	16.—

Für Kaplan Ruskiewicz auf der Insel Zingst bei Stralsund:

	Mark.
Aus Dänemark	10.—

Für den Kirchenbau in der Missionsgemeinde Friesack:

	Mark.
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5.	8.57

Für den Kirchenbau in der Missionsgemeinde Harzburg:

	Mark.
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 10.	17.14

Für die St. Bonifaziuskirche in London:

	Mark.
Durch die „Germania" in Berlin	198.—

Für die Mission Thurn-Magurell in Rumänien:

	Mark.
Durch die „Germania" in Berlin	159.—

Für die Nothleidenden in der Herzegowina:

	Mark.
Durch die „Germania" in Berlin	30.—

Für die hungernden Christen in Abyssinien:

	Mark.
Durch die Expedition der „Schles. Volkszeitung" in Breslau	46.—
Von Pastor Lenartz in Lützkampen	16.—
Aus der Pfarrei Nothen	130.—
Aus Neuötting (Baiern)	50.—
Von der Redaktion des „Kath. Volksfreundes" in Regensburg, gesammelt durch Militär-Curatus a. D. J. Gratzmeier: „Gott segne es tausendfach"	800.—
Von Ungenannt aus Erkelenz	15.—
Aus Innsbruck: „O. A. M. D. G." ö. W. fl. 5.	8.57
Vom „Schlesischen Kirchenblatte" in Breslau, durch Domvikar Hahn	150.—
Von Pfr. Rgl.	5.—

Für die Mission des hochw. P. Depelchin am Zambesi (Afrika):

	Mark.
Aus M.-Gladbach	15.—
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W. fl. 5.	8.48
Von Pfr. N. N. in Westpreußen	15.—
Von S. M. aus Kremsmünster ö. W. fl. 10.	17.15
Von Ungenannt aus Belgien . . . . Fr. 40.	32.—

Für die von der Gesellschaft Jesu in Afrika zu gründenden Missionen:

	Mark.
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W fl. 4.	6.78

Für die Mission des hochw. Bischofs Comboni in Centralafrika:

	Mark.
Von Pfr. N. N. aus Westpreußen	15.—
Aus Heldenstein, durch Herder & Co. in München	25.—
Von Ungenannt: „Gott segne das Wenige!"	10.—

Für P. Horner in Sansibar:

	Mark.
Von Fr. Cordia in Winzenheim, durch Dr. Reis in Trier	63.—

Für die Aussätzigen auf Madagaskar:

	Mark.
Von dem fr. ref. Pfr. W. in Neuötting	4.—

Für die Mission in Nord-Amerika:

	Mark.
Aus Neuötting (Baiern)	100.—

Zur Errichtung von Wohnungen für die kathol. Geistlichkeit in Brasilien:

	Mark.
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W. fl. 5.	8.48

Für die Mission in Brasilien:

	Mark.
Durch die Redaktion des Herz-Jesu-Sendboten in Innsbruck . . . ö. W. fl. 5.	8.48
Durch dieselbe	7.—

Pro Papa:

	Mark.
Von N. N.	3.—
Von Pfr. Hindemann in Gäwil . . Fr. 15.	12.—

Für den Kindheit-Jesu-Verein:

	Mark.
Von N. N.	3.—
Aus Neuötting (Baiern)	200.—

Für den Bonifazius-Verein:

	Mark.
Von N. N.	10.—

Für verschiedene Zwecke:

	Mark.
Von N. N., durch die Literar. Anstalt in Freiburg	1.50
Durch die Expedition des „Bamberger Volksblattes"	19.10
Von Pfr. H. in G., durch A. J. Köppel in St. Gallen . . . Fr. 20.	16 —
Aus Lochhausen, durch Herder & Co. in München	1.50

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.